



Bilder aus der deutschen Vergangenheit

Vom Mittelalter zur Neuzeit

Freytag, Gustav

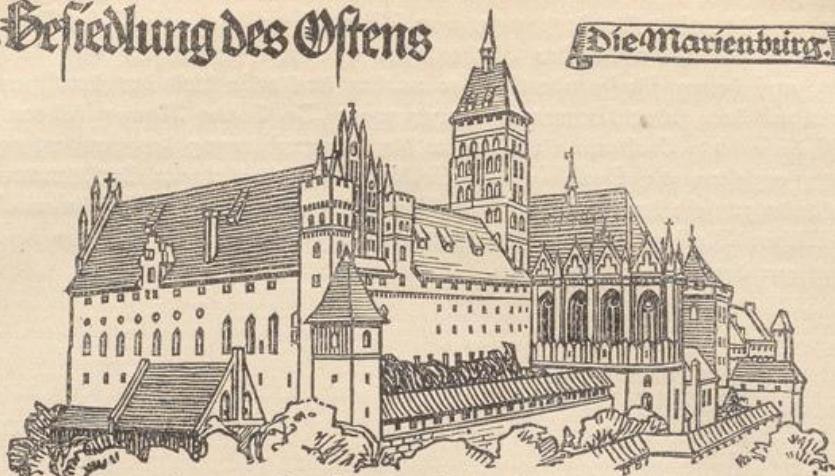
Leipzig, [ca. 1924]

VI. Besiedelung des Ostens. Aus den Grenzkriegen im Ordensland Preußen. Leben und Vergehen einer politischen Genossenschaft. Die Dienstleute St. Mariens vom deutschen Hause. Jhre älteste Regel und ...

[urn:nbn:de:hbz:466:1-79291](#)

VI. Besiedlung des Ostens

Die Marienburg.



(Aus den Grenzkriegen im Ordensland Preußen)

In etwa drei Jahrhunderten entsteht, herrscht und vergeht eine der grössten politischen Genossenschaften. Ihr Leben ist reich an fremdartigen Bildern, an stolzen Erfolgen und tiefen Niederlagen, an Schöpfungen, welche sie selbst überdauert haben.

In dem Leben des Ordens stehen Berechtigung und Schuld, seine Taten und die Vergeltung, welche ihm das Schicksal zuteilt, in so wohlgewogenem und für uns Menschen verständlichem Verhältnis, wie bei wenig politischen Gebilden. Der Orden schuf selbstsüchtig für seine Zwecke wie der einzelne Mann, und er wirkte doch wieder in mehrhundertjähriger Dauer und in übermenschlicher Größe durch viele tausend Einzelleben, die er sich dienstbar gemacht.

Aber sein geschichtliches Leben ist doch grundverschieden von dem eines Volkes und von dem eines starken Mannes. Ein Kulturvolk arbeitet mit einer grossen Zahl von leitenden Ideen, welche ihm Gedanken, Begeisterung, Willenskraft geben, es ist zeitweise schwach und stark, frank und gesund unter Kampf und Herrschaft seiner wechselnden Ideale. Vielleicht kommt auch ihm die Zeit, wo der Schutt abgelebter Ideen sich in seinem Leben so übermäßig anhäuft, daß es daran zugrunde geht; dann dauern die Menschen desselben und tragen die besondere Bildung, die sie durch ihr Volkstum erhielten, auf ein anderes Volk über, um dieses zu verstärken, weil sie ihm die Einseitigkeit seiner Natur mildern. So lebten und vergingen die Babylonier, die Griechen, Juden, Römer, Araber. Darum ist jedes vergangene Kulturvolk den späteren ehrwürdig und vertraulich.

Auch der einzelne Mann lebt und schafft so, daß ihm sein Verständnis der Welt fortgebildet wird, und daß sein Wille durch Wechsel seiner Erkenntnis und durch Liebe und Hass in jeder Stunde unablässig gelenkt wird. Auch ihm wird zuletzt Einsicht und Gemütt beschränkt durch die Folgen früheren Tuns, die sich auf seinem Haupte sammeln, seine Freiheit, ein Neuer zu werden, hört auf, er verfällt endlich der Gesamtheit dessen, was er geworden ist und was er getan hat. Ihm ist der Tod der letzte Erfolg seines Lebens und die letzte Gunst des Schicksals. Und nach seinem Tode betrachten ihn auch spätere Gegner seiner Lebensarbeit mit Teilnahme, er war ein Mensch wie sie, und für menschliche Größe und Tüchtigkeit hat jede Folgezeit eine sympathische Empfindung.

Weit unsreier und einseitiger arbeitet eine Genossenschaft; sie wird durch eine einzige Idee getragen, und sie kann nur bestehen, solange ihre Zwecke nicht in Widerspruch geraten mit stärkeren ethischen Forderungen der Völker. Sie kann ihre Grundlage nicht wandeln, sie vermag nur schwer zu lernen und sich zu verjüngen. Und wie Begeisterung und Fanatismus, welche das Prinzip einer Genossenschaft vielen Menschenleben mitzuteilen weiß, mächtiger und furchtbarer sind als die schöpferische Kraft eines einzelnen Lebens, so ist die Herrschaft der Genossenschaft auch von einer furchterlichen Starrheit und Beschränktheit, und ihr Fall tief, ruhmvoll und kläglich, denn sie vergeht durch ihre Schwäche in Verkümmерung, unter Gleichgültigkeit, Widerspruch, Hass, Verachtung der Menschen. Das geschah der Kirche des Mittelalters, dem Römischen Reich Deutscher Nation, dem Innungswesen, der Hansa, dem Deutschen Orden. Was diese Einrichtungen wollten, wurde durch die Zeit als beschränkt und unwahr widerlegt, was sie für Segen hielten, das ward vielleicht den Enkeln zum Fluch, was ihnen heilig erschien, das erklärten Später für ein Werk des Teufels. Und die menschliche Teilnahme, welche den gestorbenen Helden zugute kommt, und die Ehrfurcht, womit wir ein untergegangenes Volk betrachten, bewahren wir schwer für Ideen, welche uns nichtig geworden sind.

Aber ein guter Trost bleibt bei solcher geschichtlicher Betrachtung. Was je Menschen erwärmt und auf Dauer tatkräftig gespannt hat, das hinterläßt, wenn es vergeht, ein Geschaffenes, das irgendwo, ungeahnt, ganz ohne Wunsch und Willen des Erzeugers sein neues Dasein kundgibt. Die Kreuzzüge eroberten nicht das Morgenland, aber sie wurden den Völkern Beginn eines selbständigen nationalen Lebens. Die Kirche des Mittelalters hinterließ den deutschen Protestantismus, die freie Wissenschaft und jedem einzelnen die Pflicht, seinen Gott zu suchen; der deutsche Staat des Mittelalters wurde Vorstufe für eine höhere politische Bildung, die gerade jetzt die volle Kraft der Deutschen in Anspruch nimmt; durch die Zunftgenossen und Hansen erblühte die deutsche Städtekraft; der Deutsche Orden verschaffte ein großes Kulturland, kräftige Bürgerschaften und deutsche Grundbesitzer dem neuzeitlichen Staat.

Das Heer der Kreuzfahrer lag im Jahre 1190 an dem Berge Turon vor Acon. Da fühlten Kaufleute aus Bremen und Lübeck Erbarmen mit den Kranken, sie

nahmen die Segel aus den Koggen, ihren Seeschiffen, und errichteten daraus auf dem Nikolaikirchhof zwischen dem Heer und dem Fluss Bellus eine Lufthütte, dort pflegten sie die Kranken mit treuer Sorgfalt. Sie statteten das Hospital mit Betten, Zubehör und Geld aus und stellten es unter den Schutz der Jungfrau Maria^{es}. Und der Hauptmann, der Bürger Siebrand, erwarb für die Stiftung vom König Guido von Jerusalem Anrecht auf ein Haus des Königs oder eine Straße in Acon und auf vier Morgen Landes in der Stadtflur, sobald die Stadt erobert wäre. Als Siebrand mit den Hansen in die Heimat zurückkehrte, legte er die Stiftung in die Hand des Kaplans Konrad und des Kämmerers Burkhard, welche mit Friedrich von Schwaben, dem Sohne Kaiser Friedrich Rotbarts, im Oktober 1190 vor Acon angekommen waren. Burkhard und Konrad verwalteten die deutsche Stiftung nach der Regel der Johanniter, verlegten sie nach Eroberung der Stadt Acon auf erworbenen Stadtgrund, erbauten eine Kirche und Wohnungen und warben durch die Hohenstaufen beim Papst um die Rechte einer geistlichen Gesellschaft für die Brüder des Marienhospitals deutscher Nation. Die Bruderschaft erhielt vom Papst Cölestin III. im Jahre 1196 einen Stiftungsbrief mit den Vorrechten einer geistlichen Körperschaft, im Jahre 1199 wurde ihr vom Papst Innozenz III. bestätigt, daß sie einen Orden bilden sollte, der die Ritterregel von den Templern, die Hospitalregel von den Johannitern nähme.

So entstand der Orden, welcher unter allen ritterlichen Bruderschaften die grösste Bedeutung gewinnen sollte, aus einer deutschen Bürgersiftung. Und für seine ganze Geschichte sollte der Zusammenhang mit dem Bürgertum entscheidend werden. Dass er Städtegründer, Schützer und Teilnehmer an dem Großhandel der Nordmeere wurde, das gab ihm die beste Kraft; als die Ordensbestrebungen und die der Städte sich feindlich schieden, verging er.

Die Dienstleute St. Mariens vom deutischen Hause, wie sie in ihrer ältesten Regel genannt werden, sind begebene Menschen unseres Herrn Christus, sie sind ausgenommen von jedem weltlichen Gericht, ihnen ist geboten Keuschheit, Verzicht auf eigenen Willen und Verzicht auf eigenen Besitz. Nur der Orden darf besitzen Land und Gebäude, Renten, Weib und Mann. Zum Andenken daran, dass der Orden eher Spital hatte als Ritterschaft, soll er in seinem obersten Hause, oder wo sonst der Meister mit dem Kapitel beschließt, ein Hospital halten für alle Zeit.

Wer in das Hospital aufgenommen wird, soll zuerst beichten, wenn er die Kraft hat, seine Habe soll der Bruder des Hospitals verzeichnen. Die Siechen sollen alle Tage ihre Krankenkost bekommen, bevor die Brüder essen, der Orden soll ihnen nach Vermögen Ärzte halten, und ein Nachtlicht darf ihnen nie fehlen. Man soll ihnen in Demut und Treue dienen. — Um die grossen Kosten des Hospitals zu decken, darf man mit Erlaubnis des Meisters Almosenbitter in das Land senden, Leute von geistlichem Leben, erfahren und mässig.

Der Orden besteht aus — wenigen — Geistlichen und aus Laien, welche die Hauptmasse und Stärke des Ordens sind; beide sollen fromm ihren Gottesdienst

halten, siebenmal im Jahre das Abendmahl nehmen. Wenn ein Bruder stirbt, soll man seine besten Kleider und des Bruders Speise und Trank 40 Tage einem Armen geben.

Die Brüder sollen Hemden, Niederkleid und Beinstrümpfe, Leilach und Bettgewand von Leinwand haben, Pelz, Kürse (Pelzrock) und Bettdecke sollen nur von Schaf oder Geißfell sein, aber Geißfell soll nur erhalten, wer es verlangt. Von den Laienbrüdern sollen die Ritterbrüder weiße Mäntel tragen, sonst in Kleidern von den übrigen Laienbrüdern nicht unterschieden sein; alle Brüder aber tragen an Mantel, Kappe (Kutte mit Ärmeln) und Wappenrock ein schwarzes Kreuz. Wer neues Gewand erhält, soll das alte zurückgeben für die Knechte und Armen. Alle sollen ihr Haar kurz geschoren tragen, die Brüderpfaffen nicht zu kleine Platte, die Laienbrüder mäßige Bärte. — Der Vollbart wurde bald gegenüber der Rittermode das unterscheidende Kennzeichen der Ordensbrüder, und „die Bärtigen“ ihr Beiname.

Bei Tische sprechen die Pfaffen den Segen und die Laien ein Paternoster und Ave-Maria. Drei Tage in der Woche dürfen sie Fleisch essen, drei Tage Molken und Eier, am Freitag Fastenspeise, bei Schwachen und Kranken darf man die Kost bessern. In ihrem Haus essen die Brüder zwei und zwei miteinander, nur Mus und Trank hat jeder allein. In allen Häusern, wo ein Konvent der Brüder ist, nämlich nach der Zahl der Apostel zwölf Brüder und ein Komtur, soll man die Lektion bei Tische halten, und alle Essenden sollen schweigen. Sonst soll man bei Tische wenig reden, wenn nicht der Oberste Gästen zu Gefallen Erlaubnis gibt. Angebrochenes Brot soll man nach Tische als Almosen geben. Außerdem den zehnten Teil alles Brotes, das in dem Ofen des Hauses gebacken wird. An bestimmten Tagen sollen die Brüder fasten, an jedem Faststage haben die Brüder eine Abendkollation, diesen Trunk sollen sie tun zwischen Vesper und Komplet (dem letzten Gottesdienst), und dabei von ehr samen Dingen leise sprechen. Alle Brüder sollen in einem Raum schlafen, begürtet mit Hemd, Niederkleid und Hosen, jeder in besonderem Bett, ausgenommen die im Dienst des Ordens anderswo schlafen. In der gemeinsamen Schlafstelle soll jede Nacht Licht brennen. Wenn die Komplet gesprochen ist, dann sollen die Brüder schweigen, bis die Prime des nächsten Tages gesungen ist, außer in Notfällen.

Kein Bruder darf ein Siegel haben, keiner Briefe absenden oder lesen ohne Erlaubnis des Oberen, der Vorlesung fordern darf. Die Brüder dürfen tauschen oder verschenken, was sie aus Holz für sich gemacht haben⁶⁴. Kein Bruder im Hause darf ein Schloß an Truhe und Schrein legen.

Rosse, Waffen, Knechte und was dem Bruder zum Streite nötig und erlaubt ist, soll er nach Landesgewohnheit führen (nicht selbst besitzen). Aber nicht Silber, Gold und weltliche Farben an Schild, Sattel, Zaum. Sattel, Schaft und Schild sollen keine Überdecke haben. Rosse oder Waffen, die einem Bruder verliehen sind, darf der Obere ohne Widerspruch anderen geben; niemand soll bestimmte Waffen und Rosse fordern, hat er Einwand gegen die zugeteilte Rüstung, so soll er ihn

demütig kundgeben. — Jagd mit Hunden und Federspiel sollen die Brüder nicht üben. Wo Jäger nützlich sind, darf der Orden sie halten und die Brüder dürfen sie zum Schutz geleiten, nur wilde Tiere dürfen sie töten, ohne Jagdhunde, und Vögel schießen zur Übung.

Die Brüder sollen einträchtig leben in Sanftmut, von niemandem Übles raunen, nicht von vergangenen Taten, nicht afterreden, nicht liegen, fluchen, schelken, streiten, prahlen, nicht schlagen und nicht drohen. Hat ein Bruder den andern erzürnt, soll er ihn um Verzeihung bitten, bevor die Sonne untergeht.

Bei allen Geschäften, welche die Ordensgemeinde angehen, bei Einsetzung und Absetzung, bei Landverkauf, bei Aufnahme von Brüdern, soll der Meister alle gegenwärtigen Brüder versammeln, dem besseren Rat der Brüder sollen Meister oder Obere folgen, aber sie selbst sollen entscheiden, welcher der bessere Rat sei.

Brüder auf der Wegefahrt sollen gutes Beispiel geben; Herbergen von bösem Leumund sollen sie meiden. Zu Hochzeiten, Rittergesellschaften und weltlichen Spielen sollen die Brüder selten gehen; wo man Argwohn haben kann, sollen sie das Gespräch mit Frauen, zumeist mit jungen, meiden; Frauen dürfen sie nicht küssen, auch nicht ihre eigene Mutter und Schwester. Gebannte Leute sollen sie meiden, und Gevatter sollen sie nur stehen, wenn das Kind in Todesgefahr ist.

Keinen Knaben soll man vor dem 14. Jahre beim Orden annehmen. Kein Weib soll man zur Gesellschaft in den Orden nehmen, denn oft geschieht es, daß männliche Kraft durch Heimlichkeit des Weibes schädlich erweicht wird. Doch zum Krankendienst und beim Vieh darf man Frauen als Mitschwestern annehmen, sie aber sollen getrennt von der Wohnung der Brüder hausen.

Auch weltliche Leute darf man in die Heimlichkeit des Ordens aufnehmen, verheiratete und ledige, als Mitbrüder und Mitschwestern, wenn sie darum bitten, wenn sie würdig sind und wenn sie ihr Gut gegen Leibgedinge oder doch jährliche Spenden dem Orden geben.

Der Meister soll ein Stab sein der Schwachen und ein Züchtiger der Ungehorsamen, deshalb soll er Stab und Gerte in seiner Hand führen. Er hat Gewalt, von allen diesen Gesetzen zeitweilig zu befreien, nur nicht von Keuschheit, Armut und Gehorsam.

Das war die älteste Regel des deutschen Hauses, wie sie sich zuerst aus den Sätzen der Hospitaliter und Templer, demnächst aus Verordnungen der Päpste bis zur Eroberung Preußens bildete, ein ehrnes Band, das die Selbstwilligkeit brach und den einzelnen dem Orden als Werkzeug untergab. Diese alte Regel wurde durch spätere „Gesetze“, d. h. Bestimmungen, welche sich die Brüder selbst gesetzt, und durch „Gewohnheiten“ vermehrt und abgeändert, in dem Ordensstatut das Neue an das Alte gehängt. Aber man suchte in jener Zeit nicht strenge Durchbildung und Folgerichtigkeit des geschriebenen Statuts, das ehrwürdige Alte blieb in den Formeln bestehen, auch wenn es dem Zusatz sich nicht recht fügen wollte. Aus diesen ältesten Zusätzen nur folgendes.

Kein Bruder soll aus Bequemlichkeit oder zum Scherz barfuß gehen, keiner soll mit dem andern auf einem Pferde reiten außer in Not. Der ungelehrte Bruder soll in dem Orden ohne Erlaubnis nicht lernen, die vorher gelehrt waren, mögen das wohl forsezen, wenn sie wollen; kein Laienbruder soll Pfaffe werden und kein Pfaffe zur hohen Schule fahren ohne des Meisters Erlaubnis. Drei Tische sollen im Konvent sein, der Meister und alle gesunden Brüder sitzen an der Konventstafel, alle erhalten gleiche Speise, der Meister aber vierfachen Anteil, damit er den Brüdern sende, welche in Busse sitzen. Nach der Konventstafel essen die dienenden Brüder am zweiten Tisch; die Knechte, welche auf Arbeit waren, am dritten Tisch. Außerdem gibt es eine Tafel von Krankenkost, die Firmarentafel. Bedarf der Meister aber besserer Speise, so mag er an der Krankentafel essen oder allein. Jeden Freitag, außer an Festtagen des Ordens, soll jeder Bruder seine Juste — die üblichen Ruten- oder Geißelhiebe der Mönchsorden — erhalten.

Wer zur Jahrbusse verurteilt ist, der soll ein Jahr in einem Sklavenmantel gehen, soll dienen mit einer Kappe ohne Kreuz, mit den Knechten essen und auf der Erde sitzen, drei Tage in der Woche mit Wasser und Brot fasten, davon können ihm zwei aus Gnade erlassen werden. Jeden Sonntag soll er von dem Priester in der Kirche vor dem Volk seine Rutenhiebe empfangen. War das Ärgernis, das er weltlichen Leuten gab, nicht so groß, so soll er die Streiche nur vor dem Kapitel erhalten. Die schwerste Schulde des Bruders ist, wenn er durch Simotie oder mit Lüge in den Orden kommt, wenn er einen andern um Bestechung aufnimmt, wenn er verschwiegen hat, was seine Aufnahme gehindert hätte, wenn er feige fahnenflüchtig wird, wenn er von den Christen zu den Heiden fährt, ohne seinen Glauben aufzugeben, wenn er geheime Sünde tut.

Wer als Bruder in den Orden aufgenommen wird, der soll vorher von einem Bruder in den Bräuchen unterrichtet werden; wird er eingeführt, so soll er niederknien vor dem Meister oder dem Kapitel und soll um Aufnahme bitten um seiner Seele willen. Dann soll der Meister antworten: „Die Brüder haben eure Bitte erhört für den Fall, daß ihr nicht Dinge an euch habt, die ich euch fragen werde. Das erste ist, ob ihr euch nicht in einen andern Orden verlobt habt, oder ob ihr einem Weibe durch Gelübde gebunden seid, oder ob ihr eigen seid einem Herrn, oder ob ihr eine Schulde auf euch habt, die den Orden beschweren könnte, oder ob ihr geheime Krankheit habt, und wäre eins dieser Dinge an euch, und ihr saget uns das nicht, und wir erfahren es später, so könnt ihr unser Bruder nicht sein und habt den Orden verloren.“ Spricht der Neue aber, daß er dieser Dinge nicht schuldig ist, so soll ihm der Meister das vorlegen, wodurch er ihn an den Orden bindet. Erstens, daß er gelobe, den Siechen zu dienen, zweitens das Heilige Land zu beschirmen und andere Lände, die dazu gehören; das dritte ist, ob er einen Beruf verstehe, den soll er dem Meister angeben und ihn üben nach des Meisters Willen; dann soll er geloben, zu gehlen des Kapitels Rat und des Meisters heimliche Tat; nicht aus dem Orden zu treten ohne Erlaubnis in ein anderes Leben, und endlich zu

halten die Regel und die Gewohnheit des Ordens. Darauf erfolgt die Aufnahme mit Probezeit (Probacie), wenn der Neue diese begeht, und die kirchliche Einweihung. Der Orden aber gelobt dem Bruder, den er aufnimmt: Wasser, Brot und alte Kleider.

Jedermann, der als Bruder in den Orden aufgenommen wird, soll gefragt werden, ob er das Credo und das Paternoster kann. Kann er es nicht, so soll er es bei den Priestern heimlich lernen in dem ersten Halbjahr. Tut er das nicht und verlässt es aus eislem Sinn, so soll er dafür drei Tage büßen, und lernt er es nicht auswendig im zweiten Halbjahr, so hat er den Orden verloren, wenn nicht der Meister und die Brüder Gnade üben.

Wer den Orden zweimal verlassen hat und zum zweitenmal wiederkommt, der soll nicht aufgenommen werden außer wenn er Jahrbusse tut. Geht ein Bruder in einen anderen Orden über, so soll er sein Amt abgeben und seine Rüstung, und soll sich melden, wenn der Meister in dem Kapitel spricht: „Hat jemand in dem Orden zu bedenken seiner Seele Heil, der nehme Urlaub.“ Kommt er aber wieder, so soll er in dem Kapitel sprechen: „Brüder, ich bin wiedergekommen mit meinem Willen.“

Wenn ein Meister stirbt, so soll sein Stellvertreter den Komturen von Deutschland, Preussen, Livland einen Wahltag entbieten. Auch soll man besenden die Komture von Apulien und den anderen Landen, daß sie kommen, wenn die Zeit das erlaubt; jeder von ihnen soll erscheinen und mit sich den besten seiner Brüder bringen; sind die Zugereisten und die Brüder in dem Kapitel gesammelt, so soll der, der an Meisters Statt ist, einen Ritterbruder zum Wahlkomtur ernennen, und der Wahlkomtur soll einen zweiten Bruder wählen nach seinem Gewissen, die zwei den dritten, die drei den vierten und so fort bis zu dreizehn; einer soll ein Priester sein, acht Ritterbrüder und vier andere Brüder, womöglich jeder von einem anderen Lande, nicht die Mehrzahl von einem, die Minderzahl von einem zweiten. Die dreizehn sollen lautere Wahl beschwören und keinen wählen, der nicht ein ehelich Kind ist oder der wegen Unkeuschheit oder Dieberei Jahrbusse getan hat. Bei der Wahl soll der Wahlkomtur zuerst den Namen nennen, der ihm der beste dünkt, dann soll er jedem befehlen, daß er mit lauterem Herzen sage, wen er zum Meister wolle; ist die Mehrzahl auf einen gefallen, so ist die Wahl vollendet und gültig, dann sollen sie es dem Konvent verkünden, die Pfaffenbrüder sollen das festliche Te Deum anheben und die Glocken läuten, und der an des Meisters Statt war, soll dem Erwählten vor dem Altar das Amt des Meisters überantworten mit Fingerring und Insiegel und ihn an die Pflicht seines Amtes mahnen, damit er am Jüngsten Tage vor Gott bestehen möge. Dann soll der Meister den Bruder Priester küssen und den, der ihm Ring und Insiegel übergeben hat.

Unter dieser Regel hat die Genossenschaft der Dienstleute von St. Marien Völker bezwungen, Könige besiegt, über große Länder geherrscht; ihre Geschichte ist eng verwachsen mit vielen großen Erinnerungen unseres Vaterlandes. Und doch ist ihre Verfassung oft missverstanden worden, auch in neuer Zeit⁶⁵.

Selbstverständlich war der Deutsche Orden während seiner ganzen politischen Größe bis zu seinem Verfall im 15. Jahrhundert kein adliger Orden. Aber er war auch keine Bruderschaft, welche nur rittermäßige Leute in sich aufnahm oder nur aus solchen bestand, denen der Hochmeister den Rittergurt verliehen hatte. Die Regel macht zwar freie Geburt zur Bedingung der Aufnahme, aber schon der Meister Hermann von Salza, von dem die Größe des Ordens beginnt, ist wahrscheinlich ein Ministeriale.

Die ersten Meister des Ordens, ein Walpot und Otto von Carpen, waren, wie die Hansen behaupteten, Bürger aus Bremen, dann gewiß rittermäßige Männer; ob der dritte, Hermann, mit dem Beinamen Bart, diese Eigenschaft gehabt hat, ist unsicher, sein Beiname bezieht sich wohl auf die Besonderheit der Ordensbrüder, gegen den damaligen Ritterbrauch einen Vollbart zu tragen. Erst durch Papst Honorius III. wurde 1216 bestimmt, daß der Meister des Ordens ein rittermäßiger Mann und von ehelicher Geburt sein sollte, offenbar, damit er den Ritterschlag erteilen könnte, und damit die unehelichen Kinder der Fürsten oder gar des Großmeisters selbst nicht das Amt des Meisters zu einem Familienbesitz machten.

Aber der Orden stand doch völlig unter Herrschaft der Anschauungen von Ehre des Ritterschildes. Er war nicht nur auf die gute Meinung der Städter, auch auf die warme Teilnahme der Edlen und ihrer Ritter angewiesen, und konnte sich nur durch unablässige Beteiligung des kriegerischen Teils der Deutschen erhalten. Da ist lehrreich, wie die Verfassung des Ordens Rittertum und Ansprüche der Bürger zu versöhnen sucht.

Höchster Vertreter und Gebietiger der Bruderschaft war der Meister. Zwar war er verpflichtet, vor jedem wichtigen Beschuß den Rat erfahrener Brüder oder die Erklärung des Konvents oder die Entscheidung des großen Kapitels der Ordensgemeinde einzuhören; aber in der guten Ordenszeit war er doch mit der ganzen Machtfülle eines regierenden Herrn ausgestattet, erst als der Orden versiefel, wurde der Meister durch Wahlkapitulationen und Mitregierung der großen Ämter eingeengt.

Unter dem Meister standen die Ämter der Zentralverwaltung. Zuerst der Großkomtur als höchster Verwaltungsbeamter, dann der Marschall, das vorzugsweise ritterliche Amt des Ordens, er ging im Felde dem Großkomtur vor, im Hause dieser; auch in dem Orden war es schwer, zwischen dem Minister des Innern und dem Kriegsminister, deren Wirkungskreise oft ineinander gingen, Eintracht zu erhalten. Ferner der Spittler, Aufseher über die Krankenpflege; der Trappierer, der die ganze Trapperie des Ordens unter sich hatte: Waffenröcke, Hauben, Handschuhe und Gürtel, Kleider, Bettgewand usw.; dann der Trisorer (Tressler), Aufseher des geheimen Schatzes; endlich der Kleinkomtur, später Hauskomtur, als Stellvertreter des Großkomturs.

Nach der Eroberung Preußens wurden die Ordenschäffer wichtig, die Großschäffer Handelsminister des Ordens. Die höchsten Gebietiger waren dort — aus-

genommen Grosskomtur und Tressler — zu gleicher Zeit mit der Verwaltung von Landgebiet betraut, und weilten seitdem nicht mehr in der Umgebung des Hochmeisters. Dadurch erhielten Nebenämter der Zentralverwaltung grössere Wichtigkeit.

Außerdem war das gesamte Ordensgebiet in Landeskomtureien geteilt, in späterer Zeit wurden grosse Gebiete unter das Kommando von Heermeister, Landmeister, Deutschmeister gestellt, das Ordensgebiet in Ballen geteilt; die Befehlsgeber der einzelnen Stationen des Ordens waren die Komture, bei kleineren Posten Vögte oder Pfleger.

Die geistlichen Brüder waren in den ersten Jahrzehnten sehr spärlich vorhanden, wenigstens in Deutschland verrichteten Bettelmönche den geistlichen Dienst. Die Geistlichen des Ordens bleiben auch später eine kleine Minderzahl, sie sind abgestuft in Priester (Presbyter) und Pfaffen; man bedarf ihrer, um von den Bischöfen und Mönchsorden unabhängig zu sein, aber man ist bemüht, sie im Orden nicht zahlreich und mächtig werden zu lassen. Daher jene Beschränkung, welche dem Lernen der Ordensbrüder auferlegt wurde, der Orden wollte Krieger ziehen, nicht gemässliche Pfaffen. Die Ordensgeistlichen tragen das Kreuz auf geschlossenem Priesterrock, der bei den Presbytern wahrscheinlich schon früh von weißer Farbe war. Die geistlichen Knaben, welche Schüler heißen, gehören nicht in die Bruderschaft.

Die Laienbrüder, die Krieger und Arbeiter des Ordens, sind Männer aus allen Ständen und jedem Beruf. Für alle Laienbrüder ist Mönchsgelübde, Kost, Wohnung, Tagesleben, Teilnahme an dem Kapitel und dem Prinzip nach auch das Konvent- und Wahlrecht gleich. Auch das Kreuz und die Kleidung⁶⁶ bis auf den Mantel. Unter ihnen sind die Ritter die Aristokratie. Doch Ritterschmuck ist diesen versagt, nur der Rittergurt gestattet, und als Auszeichnung ein weißer Mantel. Sie kämpfen in besonderer Schar als schwere Reiterei mit Ritterwaffen und erhalten beim Feldzug eine grössere Zahl Rosse als die übrigen Waffenbrüder. Der Hochmeister — und außer ihm wahrscheinlich jedes grosse Amt — hatte das Recht, Ordensbrüder und solche, welche es werden wollten, mit dem Ritterschwert zu bekleiden. Dagegen scheint der Orden weltlichen Ritterschlag nicht erteilt zu haben. Den Kreuzfahrern in Preussen schlug der vornehmste oder berühmteste Ritter des Juges den Ritterschlag. Wir wissen nicht, nach welchen Grundsätzen während der Heldenkämpfe des 13. Jahrhunderts die Ritterwürde im Orden selbst verliehen wurde, unter den namhaften Brüdern sind nicht wenige mit blossem Vornamen oder mit einem Beinamen überliefert, der ihre rittermässige Abkunft zweifelhaft macht. Dass die Bürger, welche in ihrer Stadt den Schild trugen, von dem Rittertum des Ordens nicht ausgeschlossen waren, beweist eine grosse Anzahl von städtischen Familiennamen bei Brüdern und Komturen, und dass in den harten Kämpfen und in der Notzeit des Ordens bis zum Jahre 1274 in Preussen noch weniger auf Herkunft gesehen wurde als in Deutschland selbst, ist begreiflich. Der Orden nahm auch Nichtdeutsche auf, z. B. Polen.

Aber obwohl die Ritterbrüder den Kern der Heereskraft bildeten, sie waren in der großen Mehrzahl wenig geeignet, die vielfachen Geschäfte des Ordensstaats zu besorgen; sie vermochten selten zu lesen und zu schreiben, Handelskraft war ihnen zuwider, Schiffahrt keine Reiterkunst. Und der Orden hatte nach seiner Verfassung und bei seiner Verstreitung über weite Länder ein System der geschriebenen Berichte und Rechnungen nötig, welches mehr an heutiges Beamtentum erinnert, als irgend eine andere Landeseinrichtung jener Zeit. Deshalb waren dem Orden technische und geschäftskundige Arbeiter aus den Städten unentbehrlich. Und diese Helfer konnte er nur dann zuverlässig machen, wenn er sie in unbedingte Gewalt und Gehorsam der Bruderschaft aufnahm.

Doch selbst für den Krieg reichte der rittermäßige Dienst nicht aus. Sowohl im Morgenland als in Wald und Heide Preußens war leichte Reiterei unentbehrlich⁶⁷. Auch unterhielt der Orden schon in Asien, wie die Templer und Johanniter, ein leichtes Reiterkorps, die Turkopolen, aus Orientalen und heimischem Zuflauf. In Preußen schloss er wenigstens einen Teil der Leichtbewaffneten in die Bruderschaft ein.

Deshalb bildeten unter den nicht rittermäßigen Brüdern eine eigene Abteilung die Sarjanten⁶⁸, sie dienten zu Ross unter besonderem Hauptmann. Wahrscheinlich waren in Preußen viele derselben Witunge, Söhne heimischer Grundherren, denen der Orden aus Politik oder weil sie nicht von christlichen Vorfahren waren, die Ritterwürde ungern erteilte. Die Sarjanten trugen, wie alle Brüder, welche Nichtritter waren, grauen Mantel mit dem ganzen Ordenskreuz.

Die Mehrzahl der übrigen Brüder bestand aus Technikern und Handwerkern, sämtlich Mitgliedern der Konventstafel, endlich aus einer besonderen Klasse, den dienenden Brüdern, auch diese noch durch höhere Tafel vor den reissigen Knechten ausgezeichnet, wahrscheinlich seit dem 14. Jahrhundert durch das Halbkreuz von den übrigen Brüdern unterschieden. Über Zahl und Bedeutung der nichtritterlichen Bestandteile im Orden bis zum Jahre 1400 wissen wir wenig. Aber wir dürfen schließen, daß die Kämpfe zwischen ritterlich und bürgerlich, welche diesen ganzen Zeitraum der deutschen Geschichte unerfreulich füllten, auch in den Ordensburgen nicht gefehlt haben. Denn sorgfältig achten die ältesten Statuten des Ordens darauf, den Nichtrittern sowohl Anteil an der Verwaltung zu sichern, als sie nicht übermäßig werden zu lassen. Beim Heerzuge werden die Adjutantenposten für Hochmeister und Marschall gleichmäßig mit Rittern und Nichtrittern besetzt, dann sind die Ritter die Kompane, die Nichtritter die Schäffer (Schaffner) der Würdenträger; wenn der Hochmeister das Geheimnis des Ordensstaates jemandem anvertrauen will, so sollen diese Vertrauten außer den vier höchsten Würdenträgern ein Priester und zwei Nichtritter des Ordens, nämlich der Hauskomtur und ein anderer, sein. Bei der entscheidenden Wahl, der des Hochmeisters, sollen zu den 13 Mitgliedern des Wahlkonvents 1 Priester, 8 Ritter, 4 andere Brüder ernannt werden. Sogar an den Zentralämtern hatten die Nichtritter etwa zu einem Drittel Anteil.

Denn nicht nur die technischen Ämter des Krieges und die der Ordensschäffer wurden, wie es scheint, lange Zeit grundsätzlich an Nichtritter gegeben, es ist auch das Bestreben sichtbar, den höchsten Würdenträgern einen nichtritterlichen Stellvertreter als Gehilfen beizufügen, dem Marschalk den Turkopolier oder Untermarschalk, dem Grosskomtur den Haus- oder Kleinkomtur⁶⁹.

In dieser Weise gab die Bruderschaft jedem brauchbaren Manne Gelegenheit zur Teilnahme und bewahrte sich doch einen vorwiegend aristokratischen Charakter. Diese Verfassung, welche Ritter, Bürger und Bauern für die Zwecke des Ordens zu verwenden wußte, scheint bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts im ganzen unverändert bestanden zu haben. Wenn aber auch der Orden seinen Brüdern Wappen und Farben verbot, es war nicht zu verhindern, daß die veränderten Anschauungen über Rittermäßigkeit, welche sich im 14. Jahrhundert in Deutschland ausbildeten, eindrangen; wurde doch der Orden um diese Zeit die hohe Schule für ritterlichen Sport. Jeder Hochmeister und jede Generation der Brüder folgte der Stimmung ihrer Zeit und den Bedürfnissen des Ordens. War der Zudrang deutscher Ritter groß und fand der Hochmeister Freude darin, vornehmen Ritterhof zu halten, so beschränkte man die Annahme der Nichtritter, soweit die großen Geschäfte dies gestatteten, erteilte ihnen im Orden seltener den Ritterschlag und besetzte die Ämter nur mit Rittermäßigen. Vollends seit sich die Ritterbürtigen in Deutschland zu erblichem Adelsstand abschlossen und geneigt waren, die Balleien und Einkünfte des Ordens als ihr Vorrecht zu betrachten, kam die Ansicht auf, daß die Bruderschaft und Konventstafel nur den Weissmänteln und dem Adel gehören solle, und erhielt in Zusätzen zum Ordensstatut vorsichtigen Ausdruck.

Aber selbst im 15. Jahrhundert war der Ausschluß der Bürger- und Bauernsöhne lange nicht durchzusehen. Schon deshalb nicht, weil die deutschen Rittermäßigen nicht mehr nach Preußen ziehen wollten, um dort die Gelübde auf sich zu nehmen. So groß war im Jahre 1406 der Mangel an schildbürtigen Ordensbrüdern, daß der Hochmeister Konrad von Jungingen zwei Ritter — es war ein Hahsfeld und ein Rammingen — durch Deutschland senden mußte, um Brüder für den Orden zu werben, es sollten aber nur solche von rittermäßigem Geschlecht sein. Diese Beschränkung hinderte nicht, daß die Graumäntel, die ohnedies für die Geschäfte nicht zu entbehren waren, im Orden ihre Bedeutung behaupteten. Und zwar in Deutschland nicht weniger als in Preußen. Denn im Jahre 1450 war unter den Wahlbedingungen, welche die Gebietiger dem zu wählenden Hochmeister vorlegten, auch die, daß man wenigstens in Deutschland nur rittermäßige Leute, nicht Bürger und Bauern, in den Orden nehmen solle. Und es war Grund zu solcher Beschwerde, denn unter dem Hochmeister Konrad von Erlingshausen berichtete ein Visitator, daß in einer der größten Balleien, der zu Koblenz, alle Ämter und der ganze Konvent nur aus nichtadligen Brüdern beständen, daß der Komtur selber ein Bürger aus Köln sei, und daß die Graumäntel dort seit Jahren planmäßig darauf gearbeitet hätten, die Weissmäntel gänzlich zu entfernen, bis dies gelungen sei zum

grossen Ärger der rittermässigen Umgegend. — Endlich um 1500, als man gerade durchgesetzt hatte, die Bürger fast ganz vom Orden auszuschliessen, verging der Orden.

Erst unter dem vierten Meister, Hermann von Salza, wuchs die Bruderschaft zu politischer Bedeutung. Ob das warme Interesse, welches Gregor IX. für den Orden zeigt, auf die ungewöhnliche Persönlichkeit dieses Meisters zurückgeführt werden darf, ja, ob dem Meister überhaupt der erste Gedanke gehört, Landbesitz im heidnischen Preussen zu erwerben, wissen wir nicht; als Treibender erscheint der Papst, der künftige Lehnsherr. Auch die Besiedlung Preussens durch den Orden erfolgte in sehr eigentümlicher Weise, und dieser Vorgang der Kolonisation soll hier, wo nicht Geschichte erzählt werden darf, gezeigt werden.

Wir dürfen annehmen, daß der Orden in Europa einen Landbesitz ersehnte, den er von keinem weltlichen Herrn zu Lehn trug. Um das Jahr 1222 hatten die Brüder versucht, sich im siebenbürgischen Burzenland festzusetzen, das ihnen König Andreas von Ungarn zögernd geschenkt, der Papst aus dem Verband mit Ungarn gelöst und für ein Lehn des Heiligen Stuhls erklärt hatte. Fünf Burgen hatte der Orden gebaut, da wurde er durch den Widerstand der Ungarn und der niederdeutschen Bauern, die dort angesiedelt waren, vertrieben.

Seit dem Jahre 1226 liefen Unterhandlungen mit Herzog Konrad von Masowien, der an der Weichsel von seinen christlichen Nachbarn und den heidnischen Preussen bedrängt wurde. Im Jahre 1230 trat der Herzog eine Grenzlandschaft im Norden von Masowien an dem Ostufer der Weichsel, das verwüstete Kulmer Land, an den Orden ab, und Papst und Kaiser verhiess dem Orden die Herrschaft über alles Land, das er den Preussen abnehmen würde.

Die Heiden, welche das Küstenland von der Weichsel bis zur Memel bewohnten, hatten früheren Versuchen, sie zu bekehren, hartnäckig widerstanden, sie saßen in kleine Völkerschaften geteilt, die ihre Landesgrenzen zum Teil durch Verbauung gegeneinander abgeschlossen hatten, unter Häuptlingen, also oft entzweit und schwer zu gemeinsamer Tat zu stacheln. Aus den spärlichen Überresten ihrer Sprache und ihres Götterglaubens schließen wir, daß sie ein Zweig des grossen litauischen Stammes waren, der in Sprache und Sitte Uraltes bis in die neue Zeit bewahrt hat und damals den slawischen Nachbarvölkern fremder gegenüber stand als jetzt; aber sehr vieles in dem Leben der Preussen stimmt auffallend zu den ältesten Zuständen der heidnischen Germanen, welche vor ihnen — es war der gotische Stamm der Gepiden — an der Weichselmündung gewohnt hatten: die Gastfreundschaft, die Zechlust, daß der Krieger im Hause an besonderer Bank speist, die heiligen Haine, die Opferung eines einzelnen bewaffneten Feindes, die Leichenverbrennung mit Sklaven, Hunden, Falken, auch die Pflicht der Frau, den gestorbenen Gatten nicht zu überleben, endlich die Achtung vor fremdem Volkstum, selbst vor den Göttern der Feinde. Doch sie saßen friedlicher als die Germanen und ohne Eroberungslust zwischen Wald, Sumpf und See in ihren Lichtungen, und waren erst durch die Be-

fehrungsversuche der Fremden und durch frühere Einbrüche der Polen aufgeregt worden. Das Volk galt damals für menschenreich, es hauste in vielen Dörfern und umschanzten Burgen. Und es lebte auch nicht ganz ohne Verkehr mit den christlichen Völkern, die Ströme führten Schiffe der Nordleute und Hansen zu ihnen, und Landwege schafften Reisende und Waren durch die litauische Wildnis nach Nowgorod und in das Polenland⁷⁰.

Aber nicht nur von Süden und Westen her wurden die Preußen schon vor Ankunft des Ordens durch die Polen und deutsche Kolonisten des Bischofs von Kulm bedroht, auch weiter im Nordosten hatten sich die Küste entlang christliche Germanen angesiedelt, die Dänen und Hansen hatten unter dem Schutz kluger Bischöfe in Livland ihre Kontore eröffnet; dort war auch ein ritterlicher Schwertorden vom Bischof von Riga gestiftet worden nach der Regel der Templer; er breitete deutsche Sprache und Herrschaft aus über Kuren, Letten und Esten, von denen die schwarzhäutigen Esten ein finnischer Stamm, die weißen Letten und Kuren Mischvölker aus litauischem und finnischem Blut waren. In Livland blieb der Bischof Landesherr und eifriger Städtegründer. Der Kampf der Deutschen gegen die Russen und Litauer wurde dort erschwert durch die Entfernung von dem deutschen Mutterland und durch die Auflehnung der Schwertbrüder gegen den Bischof. — Die Brüder vom Marienhospital aber dachten im Jahre 1230 gar nicht daran, die heidnischen Preußen durch die Waffenmacht des Ordens zu unterwerfen, sie hüteten sich auch, ihre geringe Heereskraft für dieses neue Wagnis zu vereinigen, ja, sie hatten überhaupt keine Heereskraft zu verwenden. Denn die persönliche Anwesenheit von Ordensbrüdern war überall, wo der Orden Besitzungen hatte, durchaus notwendig, und in jener glaubenskalten Zeit hatte ein geistlicher Orden immer nur ungefähr so viel Mitglieder, als er in seinen Häusern nicht unbehaglich zu ernähren vermochte. Zumal die Besitzungen des Ordens in Deutschland waren damals fast nur Schenkungen für Hospitale, und die Tätigkeit, welche ihn beliebt machte, war die milde Krankenpflege. Ja, die Zahl der kriegstüchtigen Brüder in Palästina war bis 1227 nur klein, denn die deutschen Kreuzfahrer umschanzten ihnen damals auf dem Berge Turon ihre erste namhafte Burg, und die Zahl der Kriegstüchtigen außerhalb des Heiligen Landes reichte schwerlich über das zweite Hundert, auch diese waren auf weitem Landraum von den Inseln des Mittelmeeres bis zum Nordmeer zerstreut. Erst um das Jahr 1230 beginnt das starke Wachstum des Ordens, zuerst durch Verleihung der Güter, welche der Kaiser in Sizilien und Unteritalien den feindseligen Templern und Johannitern genommen hatte, dann durch den Landgewinn und Burgenbau in Preußen. Leider fehlen uns sichere Angaben über die Gesamtzahl der Ordensbrüder in jener Zeit; doch sind wir nicht ganz ohne Anhalt. In einem Bericht aus dem 14. Jahrhundert, in welchem eine verlorene Aufzeichnung des Ordensmeisters Hartmann von Hesdrungen (1274—1282) benutzt ist, wird zuletzt erzählt, wie Hermann von Salza sich — in seinen letzten Lebensjahren — über das unerhörte Gedeihen des Ordens freute, und der Berichterstatter fügt als

seine Überzeugung hinzu, daß es damals mehr als 2000 Brüder gab. Ferner gibt die ältere Chronik von Oliva, welche 1348 geschrieben ist, an, daß durch Hermann von Salza der Orden bis auf 600 Ritterbrüder angewachsen sei⁷¹. Beide Angaben haben nur den Wert sagenhafter Überlieferungen, aber sie mögen sehr wohl der Wahrheit entsprechen, und sie stehen auch miteinander nicht im Widerspruch; denn waren bei Hermanns Tode 2000 Brüder vorhanden, so konnten 600 davon sehr wohl den Rittermantel tragen. Nur muß man auch diese Anzahl in allen Besitzungen des Ordens verteilt denken, und dabei sind noch die Schwertbrüder von Livland eingerechnet, welche 1237 in den Orden aufgenommen wurden. Auch in den Jahrzehnten nach der ersten Unterwerfung Preußens darf man die Zahl der Brüder sich nicht zu groß vorstellen, im Jahre 1242 war nach Ordensnachrichten die härteste Niederlage des Ordens ein Verlust von 40 Brüdern, in der Notzeit von 1260 ein Verlust von 80 (oder 150) Brüdern. Die Zahl von 150 Ausziehenden ist die größte, welche bei einem Feldzug des 13. Jahrhunderts angegeben wird. Die Brüder sind in dieser ganzen Zeit nur ein Generalstab der Kreuzheere, die Führer kleinerer Kriegsfahrten von Kolonisten, die Wächter der Ordensburgen.

In diesem Sinne entspricht der klagende Ausruf, den Hermann von Salza in den ersten Jahren seines Amtes (nach 1210) getan haben soll: er wolle ein Auge darum geben, wenn der Orden nur zehn Ritterbrüder marschfertig im Stegreif erhalten könne, auch noch für das Jahr 1230 der wirklichen Sachlage, und die Ordenssage berichtet mit gutem Grund, daß für Preußen zunächst nur sieben Brüder zur Verfügung waren. Nicht sie hatten das Land zu erobern, sondern die Kreuzfahrer, deren Strom der Papst dahin zu richten suchte; Brüder des Ordens sollten zur Stelle sein, die Heere geleiten, die Rechte geltend machen und die Verwaltung des gewonnenen Landes übernehmen. Wuchs der Besitz, dann wuchs entsprechend die Zahl der Brüder. Das war bewährter Brauch vom Orient her.

Aber trotz der geringen Zahl der verfügbaren Ordensbrüder war der Plan, das heidnische Preußen zu erobern, keineswegs ein tollkühnes Abenteuer, wie 300 Jahre später die Eroberung von Mexiko und Peru durch die Konquistadoren. Schon darum nicht, weil die heidnischen Preußen in ihrer Waffentüchtigkeit den Deutschen gar nicht weit nachstanden, sie hatten sich jedenfalls in der Verteidigung stärker erwiesen als die christlichen Polen im Angriff. Die Überlegenheit des Ordens beruhte darauf, daß er eine Genossenschaft war, deren Mitglieder, durch eine große Idee gehoben und zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet, einem einheitlichen be- harrlichen Willen gehorchten. Das machte ihn in einer Zeit, in welcher die unvollständig gebändigte Selbstsucht jede große politische Kraftentwicklung höchst erschwerte, immerhin zu einer ansehnlichen Macht. Der Orden hatte seine Mitbrüder, Gönner und Freunde überall, an Fürstenhöfen wie in den Städten. Er verstand, die junge und tatkräftige Bruderschaft der Franziskaner für seine

Swecke zu benutzen, und war des guten Willens der Kreuzprediger im mittleren Deutschland versichert. Sein Meister Hermann von Salza endlich war um das Jahr 1230 der einflussreichste Mann in Italien und Frankreich, der grösste Staatsmann seiner Zeit, dabei ein zuverlässiger Charakter, welcher Vertrauen nicht nur erweckte, sondern auch zu bewahren wusste. Und das preussische Unternehmen wurde zugleich durch den guten Willen des Kaisers und durch den grössten Eifer des Papstes gefördert.

Die Brüderschaft hatte, wie die Ordenssage meldet, bereits im Jahre 1226 zwei Brüder zu Konrad von Masovien gesandt, diese nisteten sich auf der Westseite der Weichsel in einer kleinen Holzburg ein, die sie Vogelsang nannten, von dort blickten sie über den Strom auf Hügel und Wald des Kulmer Landes. Von da begannen zunächst Verhandlungen und der Erwerb von Urkunden. Denn wer in jener Zeit einen Landbesitz einnehmen und behaupten wollte, der hatte sich gegen die verschiedensten Ansprüche, die mit und ohne Berechtigung erhoben wurden, vorsorglich zu sichern. Konrad von Masovien und sein Geschlecht, ein Zisterzienser Christian, welcher früher mit Anrechten auf Preussen begabt worden war und dort als neuer Bischof eine schwache Besiedlung begonnen hatte, andere geistliche und weltliche Nachbarn mussten zu Abtreitungen und Zugeständnissen bewogen werden, denen der Papst gern seine Bestätigung gab.

Im Jahre 1230 zog ein Bruder Hermann Basko mit vier Brüdern den ersten beiden an die Grenze nach. Die Brüder gewannen auf dem linken Weichselufer eine andere Burg, Nessau, und einen zweiten Stützpunkt im Süden der preussischen Grenze, das Fort Dobrin. Dort hatte Konrad von Masovien zwei Jahre vorher nach dem Muster des livländischen Schwertordens einen kleinen Ritterorden gegründet, bei der Stiftung waren 15 Brüder eingekleidet worden; aber der Orden wollte nicht gedeihen. Jetzt wurde er und sein Landbesitz mit dem deutschen Hause vereinigt. Im Jahre 1231 wagten sich die Brüder über den Strom in das Kulmer Land und setzten sich auf einer Höhe fest, unweit der Stätte, wo später Thorn gebaut wurde. Nach der Sage war die erste preussische Warte des Ordens ein mächtiger Eichbaum, der Gipfel wurde zu einer Laube gemacht, um den Stamm lief ein Verhau, in welchem die Rosse standen; Kähne lagen am Ufer, damit man bei einem Überfall weichen könne⁷².

Im Jahre 1232 kam der erste Schwarm Kreuzfahrer und Auswanderer, er baute Burg und Stadt Kulm; ihm folgte eine Schar unter dem Burggrafen Burkhard von Magdeburg, ihre Kolonisten besiedelten die Städte Kulm und Thorn und nahmen von der Mutterstadt Magdeburg ihr Stadtrecht. Im Jahre 1233 zogen mehrere polnische Fürsten unter dem Kreuz zu Hilfe, darunter ein Piastenherzog mit vielen Schlesiern, Herzog Swantepolk von Pommern u. a., man wagte den ersten Winterfeldzug über das Eis und schlug die Preussen an der Sirguna. Und wieder ein Zug unter dem Markgrafen von Meißen, Pomesanien ward erobert und zwei Kriegsschiffe gezimmert — die ersten deutschen Kriegsschiffe, deren Namen wir

wissen, der „Pilgrim“ und „Friedeland“, mit ihnen wurden die Burgen Elbing und Balga gebaut. Und wieder 1237 kam ein stattliches Kreuzheer, diesmal Sachsen unter einem Herzog Otto von Braunschweig, das gab kräftige Hilfe, seine lübischen Ansiedler erbauten die Stadt Elbing. Unterdes war im Jahre 1237 nach längern Verhandlungen die Vereinigung mit dem livländischen Schwertorden durchgesetzt, der Landmeister von Preußen wurde auch Meister von Livland. Es waren grossartige Ansprüche, die der Orden dadurch auf sich nahm, aber auch endlose neue Verwicklungen, und obgleich jetzt ein Orden über den deutschen Eroberungen waltete, wurde doch die Feindschaft mehr als die Kraft gesteigert; noch waren die beiden Gebiete durch heidnische Landschaften getrennt, auch als die Verbindung längs der Küste hergestellt war, entwickelte sich das deutsche Leben in den hinteren Ostseeländern in anderer Weise. Livland musste doch wieder einem eigenen Meister unterstellt werden, und nicht immer gedieh einheitliches Zusammenwirken der beiden Provinzen.

Unter dem Ein- und Ausströmen der deutschen Kreuzfahrer entstand eine sehr eigentümliche Kriegsführung und Besiedlung. Waren keine grossen Kreuzscharen im Lande, dann sassen die Brüder auf ihren Burgen, in unverhältnismässig geringer Zahl, etwa durch kleineren Anzug verstärkt, über einer unsicheren Bevölkerung, der sie in dieser ersten Zeit milde Behandlung angedeihen ließen, eng verbunden mit den deutschen Kolonisten, welche als ihre beste Stütze zurückgeblieben waren.

Unterdes warben Papst und Orden Zugzug. Wer seine Sündenlast unleidlich fand, wer ein Gelübde getan oder etwas Besonderes vom Himmel begehrte, der verwandte ein Jahr zur Kreuzreise nach Preußen. Auch wer als Handwerker oder Landbauer sein Glück versuchen wollte, der heftete sich ein Kreuz an und fuhr mit Weib und Kind in dem Haufen dahin. Kam ein starker Schwarm von Christen in das Land, dann gewann der Orden plötzlich Kraft, sich auszudehnen, dann flatterte das Kriegsbanner, das Heergebot lief durch die Städte und Dörfer des Ordens, und der vornehmste Fremde wurde dem Namen nach Feldherr einer Kriegsfahrt. Dann brach das Heer durch Wald und über Wasser in das Heidentland. Es suchte die Feinde zu täuschen und in ihrem Gebiet wohlgelegene Ortschaften zu besetzen, an Vorsprüngen der Flussufer und auf Hügeln, welche Umschau erlaubten; gern benutzte man dazu alte Ringwälle und die Trümmer von Festigungen, welche vielleicht noch aus der Gotenzeit stammten. Schnell wurden die Gräben gezogen, der Wall geschlagen, Palisaden und Blockhäuser errichtet. Im Schutz der neuen Burg wurden die Kolonisten des Kreuzheers in einer Unterstadt angesiedelt, auch ihre Hütten mit Graben und Pfahlwerk umschlossen. Eifrig hämmerten Fremde und Brüder, damit der neue Bau Widerstandskraft erhalte, solange das fremde Heerlager sicherte. Unterdes wurden die Umwohner von den Kreuzfahrern zur Taufe gedrängt, durch Geiseln zur Treue verpflichtet, guter Wille der Händlinge ward durch Begünstigungen gewonnen. Raum ein Jahr war dem jungen Leben Frist gewährt, sich einzurichten, denn nur einen Feldzug dauerte

die Pflicht der Kreuzfahrer. Dann schlug die Menschenwelle wieder westwärts, die Brüder suchten aus der Rückflut soviel als möglich für sich zu sammeln, Ansiedler und Vorräte. Und wieder begann ihnen eine Zeit der Schwäche und Sorge; denn jetzt drangen die erbitterten Heerhaufen der Heiden in das Ordensgebiet, sie umstellten die neu erbauten Burgen, wachten, daß keine Kunde des Überfalls in das Land kam, brachen die Gegenwehr der kleinen Besatzung, verbrannten die Burg, raubten die Unterstadt aus, erschlugen die Männer und führten Weiber und Kinder in die Wildnis. Unterdes überschwemmten andere Haufen das offene Land, überall loderten die Dörfer, die Brüder lasssen eng umschlossen und spähten sorgenvoll nach den Boten, welche den Anzug eines neuen Kreuzhaufens melden sollten.

Da dies Fluten und Eben sich fast regelmäßig wiederholte, so richteten sich die Bewohner der Landschaft so gut sie mochten darauf ein. An geschützten Stellen, auf Höhen oder Inseln der Seen und Flüsse standen Fleihhäuser oder Ummauern, wohin sich die Kolonisten bei einem feindlichen Einfall mit der besten Habe retten konnten. Auf den Bau dieser Blockhäuser wurde große Sorgfalt verwandt, noch sind Lehnbriefe erhalten, worin die Beliehenen verpflichtet werden, daran zu helfen. In der ersten Zeit flüchteten die unterworfenen Preussen und die Deutschen mit gutem Grunde gesondert. Wie die harte Zeit dergleichen Schlupforte ansah, kann man daraus schließen, daß Schenkwerke nicht nur für sich, auch für ihre Nachkommen das verbrieft Recht erwirkten, zur Zeit einer Flucht in diesen Häusern allein ausschenken zu dürfen.

Diese unsichere Lage bestimmte auch die Politik des Ordens und der Ansiedler gegen die unterworfenen Preussen. Die Deutschen waren die kleine Minderzahl, und sie mußten die Herrscher bleiben. Sie waren deshalb nicht geneigt, die gefangenen und leibeigenen Preussen, welche von der Taufe Verbesserung ihrer Lage hofften, zu Christen zu machen und von den Lasten der Leibeigenschaft zu befreien. Schon im Jahre 1237 mußte der Papst zugunsten dieser armen Preussen einschreiten. Schon damals begann die innere Unwahrheit des Ordens.

Ohne gefährliche Kämpfe blieb der Orden bis zum Jahre 1241 in unaufhaltsamem Fortschritt, er unterwarf fast alles Land, das von den eigentlichen Preussen bewohnt war. Da kam der erste Rückschlag. Die Unterworfenen und Bedrohten vereinigten sich im Aufstande, elf Jahre dauerte die erste Notzeit, aber die Deutschen behielten die Oberhand. Und wieder kamen mehrere Jahre siegreicher Eroberung mit Hilfe neuer Kreuzfahrer, unter ihnen war 1254 auch König Ottokar von Böhmen mit vielen anderen deutschen Fürsten, das größte Kreuzheer, was je nach Preussen gezogen ist, der Angabe nach 60000 Mann. Zur Erinnerung an den König wurde nach seiner Abreise die neu erbaute Burg am Pregel Königsberg genannt. Aber im Jahre 1260 begann der zweite allgemeine Aufstand der Preussen und Einbruch der Litauer, und es folgte eine furchtbare Zeit von vierundzwanzig Jahren, in welcher alle Schrecken eines Rassenkrieges im Lande tobten, auch der schwache Anzug von Kreuzfahrern nicht helfen wollte. Von Schalauen bis zum

Kulmer Land wogte das Volk in Empörung, eine Burg nach der andern ging verloren, immer neue Heerhaufen des Ordens wurden aufgerieben, das Land verwüstet, die Menschen erschlagen oder nach Litauen geschleppt. Der Brüder wurden wenige, die Verluste waren nicht mehr zu ergänzen; ängstlich sahen die belagerten Brüder nach fremder Hilfe aus, sie aßen in der Not ihre Rosse und nagten am Leder ihrer Schuhe. Die Heiden griffen nicht mehr in ungeordneten Haufen an, sie handelten plannmäßig, hatten einige Kriegskunst vom Orden gelernt und verstachten wie die Brüder ihren Speer, war doch mancher von ihnen als Geisel in deutscher Sprache und Sitte auferzogen zu Lübeck oder Magdeburg.

Endlich kamen die Brüder wieder obenauf. Wir wissen nicht, wie der Umschwung möglich wurde, wohl weniger durch deutsche Hilfe als durch die Kraft der Verzweiflung und durch Uneinigkeit der Feinde; aber sie siegten vollständig, sie unterwarfen in den nächsten Jahren auch die hinteren Landschaften an der Memel; die Kraft des Preussenvolkes war gebrochen, es nahm das Christentum an und fügte sich dem strengen Lehnsjoch, welches ihm die Brüder auferlegten.

Diese Jahre der Not und der folgenden Siege sind die Heldenzeit des Ordens. Gemütlos war der Glaube und weltlich der Sinn vieler Brüder gewesen, in der Gefahr flammte die Begeisterung des Christentums und der ritterlichen Hingabe oft zu hellen Glüten auf. In belagerter Burg, ohne Hoffnung auf Entsalz, lagen die Brüder an der Mauer, flehten zum Christengott und zu der Jungfrau, schlügen mit der Rute ihre Rücken blutig und sprangen dann fröhlich auf, dem Feind zum Todeskampf entgegenzuziehen. Mehr als einmal sah ein betender Bruder, daß sein Erlöser am Kruzifix die Arme liebevoll nach ihm ausstreckte. Bruder Hermann, der Sarazene aus Schwaben, ein tüchtiger Kämpfer, stand in einem persönlichen Dienstverhältnis zur Jungfrau Maria; wer ihn in ihrem Namen bat, wurde erhört, als Ordensbruder warf er für sie in einer Tjost einen Frauenritter vom Ross und gewann Ross und Waffen des Herausforderers seiner Herrin; dafür erschien sie ihm vor der verzweifelten Schlacht am Durbin und sprach: „Hermann, ich lade dich in die Kompanei meines Sohnes“, er aber sagte, ausreitend, den Brüdern: „Lebt wohl, wir sehen uns nicht wieder, die Gottesmutter lud mich ein zur ewigen Freude.“ Und als darauf ein ehrlicher preußischer Landmann ein Gesicht von der Schlacht hatte, schaute er das Kampfgewühl, wie die Preussen des Ordens flohen und die Brüder und ihre Knappen auf einem Wall von Leichen starben. „Da sah ich heilige Frauen und Engel die Seelen der Brüder hinauftragen in den Himmel, und mächtiger als die andern strahlte die Seele des Sarazenen, den die Jungfrau trug.“

Und als ein Kolonistenweib zur Walstatt eilte, ihres Mannes Leib zu suchen, da fand sie den Wunden noch lebend, er aber weigerte sich, zurückzukehren und sprach: „Die Jungfrau sah ich auf der Walstatt gehn, zwei Frauen trugen ihr die Kerzen, sie umschritt mit Weihrauch räuchernd das Gebein der Toten und sprach zu mir: „Freu dich, in dreien Tagen fliegst du auf zu ewiger Freude.“ Und

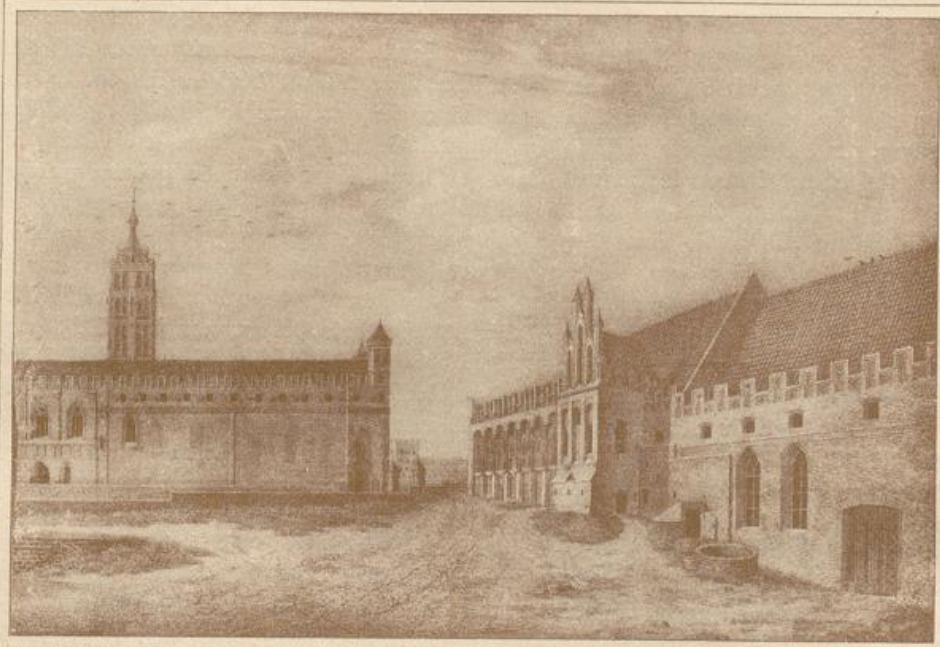
eine Frau in Deutschland, deren Bruder im Orden stand, hörte in der Nacht das wilde Heer mit Saus und Braus an ihrer Klause vorüberziehen und fragte hinaus: „Wohin?“ Da riefen die Geister: „Nach Preußen, dort ist morgen grosse Schlacht.“ Sie sprach: „Kehrt ihr zurück, so kündet mir den Ausgang.“ Und als die Geister zurückfuhren, riefen sie: „Die Christen haben den Sieg verloren, die Seelen aller Toten sind hinauf zum Himmel, nur drei nicht, die um eitler Ritterkunst willen in die Schlacht geritten sind.“ Auch die Bürger von Elbing sahen von der Stadtmauer, als ihre Genossen draussen kämpften und von den Heiden in der Mühle verbrannt wurden, den Himmel geöffnet, und die Engel, welche die Toten hineintrugen.

Es war ein hartes und blutiges Geschlecht, welches in diesen Fehden herauftwuchs: ein Bruder Engelko, ein Westfale, trug ein eisernes Panzerhemd statt seinem Hemde Tag und Nacht auf der bloßen Haut, bis es ganz zerrieben und verrostet war, er verbrauchte vier solcher Hemden; ein anderer war in Schlaf und Wachen mit dicker eiserner Kette gegürtet. Der Komtur Grumbach ließ zwei Ordensbrüder, die einer Verbindung mit den Preußen beschuldigt waren, lebendig vor allem Volk verbrennen, so daß der Papst zornig wurde, den Komtur absetzte und ihn mit dem Konvent, der beige stimmt, zur Jahrbusse verurteilte. — Wenn die Männer einer Stadt von den Feinden erschlagen sind, wird den Frauen gestattet, daß sie ohne Sünde sofort die Knechte und Buben der Stadt heiraten, damit die Ansiedlung nicht untergehe. Da sahen zwei Frauen in Kulm auf dem Weg zur Kirche einen schönen Knappen in ärmlicher Kleidung mit Knöcheln spielen, beide wollten ihn haben; die eine ließ ihn heimlich in ihr Haus führen, bekleiden, und verlobte sich ihm — wie Brauch war — vor der Kirche. Er wurde ein so wackerer Mann, daß er seinesgleichen in Preußen nicht hatte. In Elbing waren die Männer ausgezogen, da verteidigten die Frauen ihre Stadtmauer; und gefangene Weiber warfen sich in den Einöden der Grenze auf die Wachen der Litauer und erschlugen sie.

In dieser Periode des Blutes und der Zerstörung, heimlicher Überfälle und tückischer List wurde viel Unmenschliches begangen; Greuelstaten auf beiden Seiten; aber es muß doch erwähnt werden, daß die Preußen im Gegensatz zu den wilderen Litauern nicht selten eine Rücksicht und Schonung zeigten, die uns überrascht. Neben einzelnen Fällen von roher Grausamkeit gegen gefangene Ordensbrüder, die wahrscheinlich Ausbrüche persönlichen Hasses waren, melden die christlichen Berichterstatter auch andere Züge von freundschaftlicher Behandlung der Gefangenen. Die Preußen kannten die einzelnen Ordensbrüder ziemlich genau, ein guter Mann darunter war ihnen wert, und sie ließen ihn dies in der Gefangenschaft wohl entgelten. Auch den Preußen waren diese Jahre des nationalen Todeskampfes eine Heldenzeit. Und nicht alle fielen von dem Orden ab, eine Minderzahl brachte das eigene Leben den Brüdern und dem Schwur, den sie geleistet, zum Opfer. Zumal ein Teil der alten Häuptlingsfamilien stand auf Seiten des Ordens, nach dem Siege wurden diese Treuen durch Lehnsbesitz mit besserem Rechte und durch Landschenkungen

belohnt. Und es wurde Grundsatz des Ordens, unter den Eingeborenen die Getreuen ohne Rücksicht auf ihren Volksadel aus der Menge der Unterworfenen hervorzuheben.

Diese Zeit zog eine Menge Sagen herauf, die noch lange in den Ordensburgern und den Trinkstuben der Kolonisten erzählt wurden. Die Helden waren nicht immer Brüder des Ordens, auch kleine Leute, zumal die Parteigänger beider Teile, welche den Krieg, d. h. die Raubzüge mit ihrer Bande auf eigene Faust führten, von den Deutschen Struter, von den Preußen in ihrer Sprache „Räuberchen“ genannt. Die Strauchdiebe des Ordens dienten als Späher, Boten, Wegweiser, den Bürgern verkauften sie ihren Raub. Unter ihnen war Martin von Golin mit seinen Gesellen, Konrad dem Teufel, Stäubemehl, Kudar und Nakam, Held vieler Sagen. Er war 1243 als Knabe mit seiner schwangeren Schwester von den Preußen fortgeschleppt worden, als die Schwester nicht folgen konnte, zerrieb ihr der Preuße den Leib, ihr Kind fiel lebend in den Sand und starb; da kam dem Bruder ein grimmiger Haß gegen die Heiden, und er wurde der Schrecken ihrer Dörfer. Er überfiel ein Sudauendorf mit wenig Genossen, erschlug mit seiner Hand zehn Männer im Bade und raubte das Dorf aus. Als ein Litauer sich an seinem Stamm rächen wollte, erbat er vom Königsberger Komtur den Martin nebst dem Teufel, dem Stäubemehl und zwanzig andern, sie überfielen eine Hochzeit, bei welcher fast alle Häuptlinge der Litauer waren, erschlugen siebzig Häuptlinge in Rausch und Schlaf, und führten Braut und Bräutigam mit hundert Rossen und vielem Gold und Silber mit sich fort. Auf einem Streifzuge tief nach Litauen setzte Martin mit seinen Gesellen über drei Wasser, kam endlich auf den Bug, wo er ein Schiff mit Kaufmannsgut sah, überraschte und tötete das Schiffsvolk, fuhr das Schiff nach Thorn und verkaufte die große Beute. Ein andermal raubte er mit vier Deutschen und elf Preußen ein Sudauendorf aus, erschlug und fing die Bewohner. In ihrem Versteck wurde seine Bande von den Sudauen überfallen, die Deutschen fielen, die Preußen entließen. Martin entfuhr den Feinden, suchte zornig im Walde umher und gab seinen Flüchtlings so lange den Ruf, bis er sie zusammen hatte. Mit den Waffenlosen ging er auf der Spur der Sudauen, und in der Nacht, als diese in ihrer Rast schliefen, schlich er allein über sie, stahl ihnen Schilder, Schwerter und Lanzen, sprang dann mit seiner Bande heran, tötete alle, und gewann seinen ersten Raub und die neue Beute. Einst ritt er mit einem Ordensbruder spähend im Walde, da wurden sie von fünf Preußen ergriffen und gebunden, zwei Preußen blieben als Wächter bei den Gefesselten, drei folgten dem flüchtigen Ross des Bruders. Die zwei Wächter wollten dem Martin den Kopf abhauen. Er fand das in der Ordnung, riet ihnen aber, als ein in solchen Geschäften erfahrener Mann, ihm vorher die Kleider auszuziehen, damit diese nicht durch sein Blut unbrauchbar würden. Als sie ihm dazu die Arme losbanden, schlug er sie beide tot, löste die Bande des Bruders, und beide töteten noch die drei übrigen und kehrten in die Burg zurück. Einmal wurde er mit einer Bande von 17 Genossen durch 20 Preußen auf der Rast überfallen, weil



J. Braun Lithogr.

ges. v. Gersdorff in Marienburg 1829

Steindruck Rad. Weber Leipzig.

Der Hof in dem Ordenshaupthause Marienburg. (1829.)

Der Gang zum großen Kember im Ordenshaupthause Marienburg. (1829.)



Gez. v. Gensdorff in Marienburg 1829

gest. v. I.G. Martini Rudolstadt 1830

233

seine beiden Wachen geschlafen hatten, einer der Wächter wurde von den Preußen getötet, der andere an den Baum gebunden. Martin und die Seinen stritten hart, dreimal schlossen die Überlebenden beider Teile aus übergroßer Ermüdung einen Vertrag, auszuruhen, bevor sie wieder zusammenschlügen. Zuletzt verstummte der Kampflärm, der Gebundene vermochte seine Bande zu lösen, lief zur Kampfstatt und fand alles tot, nur Martin lag wund, aber lebend, über den Leichen. — Nach ihm gab es manchen Helden des preußischen Urwaldes, Mücko aus Warmland war um 1324 auch ein berühmter Schläukopf, aber an des Martin Ruhm kam keiner.

Mit dem 14. Jahrhundert begann für das Ordensland eine große Zeit. Der Hochmeister nahm seinen Sitz in Preußen, jetzt regierte im fürstlichen Haushalt der gewählte Herr der Bruderschaft mit seinen Gebietigern über ein aufblühendes Land. Pomerellen wurde bis 1310 erworben, in gesicherter Herrschaft wuchs die Städtekraft, Thorn, Elbing, Danzig und einige kleinere bildeten eine Partei in der Hansa, zahlreiche deutsche Grundbesitzer nahmen Landgüter vom Orden zu Lehn. Fast ein Jahrhundert konnte Preußen für das bestregierte Land der Deutschen gelten. Während Fehden und Straßenraub fast überall die Entwicklung aufhielten, sicherte der Orden mit fester Hand die Ruhe im Lande. Noch war sein Vorteil eng mit dem der Städte verbunden, er ließ die Bürger gewähren, die preußischen Hansen standen zu ihm mehr als Verbündete wie als Untertanen, auch der Orden rüstete Schiffe und trieb Kaufmannschaft wie sie, und beide hatten im ganzen dieselben Handelsinteressen, wenn es auch einmal vorkam, daß die Städte mit dem König von Dänemark Krieg führten, während der Orden mit ihm befreundet war; dann kaperten die Dänen Gut der preußischen Hansen, aber sie ließen die Warenballen des Ordens unbehelligt. Auch für den Landbau seiner abhängigen Leute sorgte der Orden väterlich, viel Getreide ward ausgeführt, und die Preußen freuten sich ihres guten Obstes, die Komtureien wurden unseren Kreisämtern ähnlich, und die Arbeitsteilung in der Zentralstelle und den großen Ämtern, die sorgfältigen Rechnungen und geschriebenen Berichte erhielten eine Straffheit und Ordnung in den Geschäften, welche in jener Zeit einzig war.

Und dennoch blieb ein unsühbarer Gegensatz zwischen der Aufgabe des Ordens, das gewonnene Land dadurch zu behaupten, daß er sich mit den Interessen desselben innig verband, und zwischen seiner mönchischen Verfassung. In dem Orden wurde kein Nachwuchs erzeugt, welcher dem Lande deutsche Lehnsherren und Bürger gab, ja, der Orden hatte sich zu wahren, daß die Söhne preußischer Gutsherren und Städter in ihm selbst nicht zu einflußreich würden und den Zusammenhang der preußischen Ordenskapitel mit den deutschen Häusern lockerten. Denn der Orden war nicht ganz preußisch geworden und konnte es nicht werden, der Widerspruch seiner Vasallen in Deutschland und Österreich konnte bei jeder Hochmeisterwahl die Bruderschaft in Zwist und Verfall bringen. Er war also auf ein dauerndes Zuströmen deutscher Brüder angewiesen, wenn er sich gegen die Slawen,

gegen die deutschen Städte und gegen die rittermäßigen Familien seiner Landschaften behaupten wollte. Aber die Beihilfe an Zuwandern, welche die Deutschen lieferthen, wurde untüchtiger. Der Deutsche, welcher jetzt noch die Ordensgelübe auf sich nahm, wollte genießen. Die alte Zucht hatte aufgehört, zu den Schwächen, welche ein auf Vorrechten beruhender Wohlstand entwickelt, kamen in den Komtureien die Ausschweifungen der Ehelosigkeit. Auch der kriegerische Tatendrang der Schildträger hatte sehr abgenommen, aber ihre Ansprüche wurden größer. Der Orden brauchte mehr als je die Arbeit seiner Brüder aus den Städten für Großhandel, Schiffahrt, Verwaltung — noch Winrich von Kniprode, der rittermäßigte aller Hochmeister, sah sich genötigt, auf einmal 70 Graumäntler einzukleiden, — und doch nahm in dem Orden die Ansicht überhand, daß seine Würden nur den rittermäßigen Familien gebührten. Das Rittertum wurde zu eitlem Schmuck und das Mönchstum des Ordens eine Lüge, und der Orden wurde unausgesetzt durch die Kreuzzahrten verweltlicht und verdorben, die ihm doch unentbehrlich waren.

Die großen Kreuzzüge hatten aufgehört, aber die Kreuzzahrten einzelner Edlen und ihrer Reiterscharen dauerten bis an das 15. Jahrhundert. Sie wurden zu einer kriegerischen Spielerei, bei welcher der Ritterschlag, den der Orden erteilte, reiche Feste, Tjost und Turnier fast wichtiger waren als der Krieg gegen die Heiden. Für solchen Zug nach Preussen suchte man allen Glanz des Rittertums, der in Deutschland geschwunden war, lebendig zu machen. Große Summen wurden auf Rosse, Rüstung und Gewand der Schar verwendet, Geld wurde geliehen und Güter verpfändet, um das Reisegeld zu schaffen, und doch hatte man wahrscheinlich während der Heimkehr mit Geldnot zu kämpfen. Auch eigentümlicher Ritterbrauch bildete sich dabei in Preussen aus. Denn dorthin kamen die reichen Niederländer, die stolzen Normannen, welche noch lange die höfischen Spiele trieben, als sie den Deutschen entfremdet waren. Die fahrenden Leute wurden Lobredner des Ordens. Sie lockte nicht am wenigsten der ungeheure Schatz, der auf der Marienburg verwahrt sein sollte. Er übte in einer Zeit, in welcher Fürsten und Edle Schäze sehr vermissten, märchenhaften Zauber auf alle, welche um Gabe reisten. In der Tat wurde er um 1364 durch heimlichen Einbruch angegriffen⁷³.

Vor der Fahrt wurde Botschaft gesandt an den Orden und an Fürsten und Städte, deren Gastfreundschaft man in Anspruch nehmen wollte; zu der Reise nahm man seine gemalten Wappenschilde in großer Anzahl mit, denn es war Brauch, die Schilder an die Herbergen zu hängen, in denen man rastete. Der vornehme Reisende wurde unterwegs überall von Herolden, Spruchsprechern und den Spielleuten der Städte mit wohlgesetzten Worten und Musik begrüßt und hatte dafür stattliche Geschenke zu geben; Graf Wilhelm von Ostervant, später Wilhelm IV. von Holland, gab auf seinem Preßenzuge, der fünf Monate währete und ohne Kampf war, an Pfeifer, Fiedler, Sänger und Herolde auf der Straße 576 Dordrechter Gulden aus, die ganze Reise hatte freilich über 25000 Gulden gekostet. Auch unsicher waren die Reisen, denn die Raubjunker der Landschaft, durch welche der

Kreuzfahrer zog, nahmen wenig Rücksicht auf die Ritterlichkeit der Fahrt, und wer nicht eine große Schar mitbrachte, dem wurde leicht sein neuer Goldstoff und die Beutel mit Gulden geraubt, und statt gegen die Heiden zu turnieren, wankte der Kreuzfahrer in den finstern Turm eines westfälischen oder märkischen Raubhauses. So wurde im Jahre 1343 dem Grafen Wilhelm IV. von Holland ein Junker, den er mit Bewaffneten vorausgesandt hatte, von böhmischen Raubrittern an der Grenze von Schlesien abgesangen, die Lösung aus dem Gefängnis von Werdenstein betrug 1500 Dukaten, und der entblößte Gesandte musste neu ausgerüstet werden. Im Jahre 1353 wurde eine vorausgesandte Schar des englischen Grafen Derby von 400 Rossen durch die westfälische Genossenschaft, welche sich später als „Benglerbund“ eine Ordnung gab, auf der Lippspringer Heide überfallen; es war ein harter Speerkampf, die Englischen wurden gefangen, ein grosser Schatz von ihnen genommen und die Räuber sämtlich reiche Leute, einer derselben kaufte von dem Lösegeld die Burg Loen bei Soest und eine ganze Herrschaft. — Endlich im Jahre 1388 wurde sogar Herzog Wilhelm von Geldern selbst, der erste aus dem Jülich'schen Hause, bei Stolpe aufgefangen und von Ekart von Walde auf die Falkenburg geschleppt, nicht ohne Mitwissen vornehmer Ordensfeinde. Die Sache machte grossen Lärm, der Orden zerstörte eine Anzahl Raubnester, Ritterschaft und Städte von Geldern schrieben eine außerordentliche Steuer für das Lösegeld aus, und der Herzog musste durch 6000 Mark losgekauft werden und, wie gewöhnlich, Urfehde schwören, dass die Tat ungerochen bleiben werde. — Kam die kriegslustige Schar in Preussen an, so fand sie vielleicht keine Heerfahrt vorbereitet und den Orden nicht in der Lage, seine Mannschaft herzugeben. Dann wartete man auf weiteren Anzug oder kehrte nach Ritterspiel und Tafelfreuden friedlich zurück.

Einem klugen Hochmeister mochten diese vornehmen Kreuzzahrten wohl lästig werden. In der Tat wurden sie ein Verhängnis für den Orden. Er konnte das Ansehen, das sie ihm gaben, nicht missen, er musste unablässig als Vorkämpfer der Christen gegen die Heiden erscheinen und er musste sich die Heiden als Feinde bewahren, damit ihm der gute Wille der Christen blieb. An eine Unterwerfung der kriegerischen Litauer war nicht mehr zu denken, seit die grosse Pest von 1350 den Überschuss an deutscher Menschenkraft vernichtet hatte — von dieser Zeit hörte überall der Fortschritt deutscher Bauercolonien auf —, die Kriegsfahrten des Ordens konnten nichts weiter sein als Grenzfehden von kurzer Dauer.

Wo möglich veranstaltete der Orden den Fremden diese Art Kreuzzug. Solche Reisen in das Slawenland forderten in einer Zeit, in welcher es keine genauen Landkarten gab, besondere Vorbereitungen. Der Orden hielt, ähnlich wie jetzt die Nordamerikaner in ihren hölzernen Indianerforts, besondere Pfadfinder, die Nachkommen der „Räuberchen“, ausgewettete Gesellen, welche in Urwald, Sumpf und Heide Bescheid wussten und Sprache und Brauch der Litauer kannten. Diese „Leitsleute“ waren Witunge im Dienst des Ordens, oder flüchtige Litauer, häufig „Tolke“, d. h. Dolmetscher. Sie wurden heimlich ausgesandt, die Wege für den Zug auszu-

kundschafsten. Kamen sie zurück, so berichteten sie, wie lang der Weg, wie breit der Fluss, der Morast, die Furt, der Wald sei, wo ein Pfad mit Äxten geräumt, wo überbrückt werden müsste, ob Futter, Nahrung, Wasser vorhanden, wo günstige Stelle für das Lager am See oder Flusse zu finden. Ihre Aussagen wurden niedergeschrieben und an den Hochmeister gesandt.

Das Ordensgebiet wurde an seiner Ostgrenze von Litauen durch eine Wildnis getrennt, welche mehrere Tagemärsche breit war. Dies wilde Grenzland begann im Osten einer Linie, welche von Labiau und Wehlau nach Rastenburg reicht. Einen Tagemarsch davon lagen binnen der Grenze die starken Ordensburgs Ragnit, Insterburg, Nordenburg, Angerburg, Lözenburg, Ekersberg, Johannisburg, deren Gebiet durch „Hegene“, Baumverschanzungen, geschützt wurde; wieder eine Tagefahrt weiter nach Osten erstreckte sich von Norden nach Süden der verschanzte Grenzwald, der Baite, oder Baitin (von gotisch baidei, die Zwinge, Sperre), welcher nach der litauischen Seite durch Verhaue, grosse Schüttungen und Gräben geschlossen war. Er war außerdem durch eine doppelte Reihe von Wildhäusern oder Warten da gedekt, wo Waldwege den Aus- und Eingang gestatteten. Diese Straßensperren, welche im 14. Jahrhundert in Deutschland Schläge, in Preussen gewöhnlicher mit slawischer Aussprache jenes altgermanischen Wortes oder einer Ableitung desselben Baitschen oder Waitschen genannt wurden, waren die vorgeschobenen Posten der Christenheit gegen die Heiden⁷⁴; sie enthielten einige Mannschaft und wenige Standarmbrüste hinter den Wällen von Holz und Erde und wurden vom Ordensmarschall mit dem Schnitzmeister, dem Ingenieur des Ordens, zuweilen bereist. In Waldeslichtung oder auf kahler Heide, in einer Einsamkeit und Stille, die monatelang nur durch die Laute der Natur belebt wurde, durch das Geheul des Sturmes, das Dröhnen eines zusammenbrechenden Baumstammes, den Schrei des Vogels und das Kläffen eines Rudels Wölfe. Selten kam ein fahrender Händler, ein Fallensteller, der Eichhörnchen- und Marderfelle sammelte, oder ein Jagdzug der Brüder. Bis einmal ein unheimlicher Morgen die Haufen der Litauer auf der Außenseite des Grabens wies. Dann gellte der Kriegsruf, die Besatzung tat ihr Bestes im Kampfe, wurde sie bewältigt, dann rächten die Feinde grausam den Brand und Tod, den die Christen in litauische Dörfer getragen, und die Stätte der zerrissenen Blockhäuser wurde unheimlich für spätere Wanderer.

Noch außerhalb dieser befestigten Grenzen versuchte der Orden, sich auf litauischem Grunde festzusezen, er baute am Memelstrom mit Hilfe deutscher Kreuzfahrer die Baierburg, die von St. Georg, St. Marien und den Ritterwerder, aber dieser äußere Landerwerb blieb sehr unsicher. Denn auch die kriegerischen Litauer waren auf den Schutz ihrer Grenzen bedacht, auch auf der litauischen Seite standen feste Grenzburgen, die litauischen Fürsten bezahlten Späher in den Burgen des Ordens und wußten Leitsleute zu bestechen. Auch sie rüsteten ihre Überfälle mit größter Heimlichkeit; als der schlaue Kynstut einen Einbruch ins Ordensland bereitete, stellte

er sich vorher frank und ging auf Krücken, um die Ordensbrüder sicher zu machen. Und diese List gelang.

Da man bei den „Reisen“ in Feindesland mehrere Tagemärsche durch eine Wildnis ziehen mußte, welche für ein Heer pfadlos war und nirgend für die Menschen, nur an einzelnen Stellen für die Tiere Nahrung bot, so waren besondere Maßregeln nötig. Bei einem Einbruch in das Litauische Oberland, oder in Samaiten, das Unterland, wohin gewöhnlich die Reisen gingen, mußten dem Heere Scharen von Landleuten mit Äxten vorausgehen, welche die Wälder und die Hegenen der Litauer „räumten“. Futter und Kost wurde auf mehrere Tage mitgenommen, auch die Stellen bestimmt, wo der Vorrat für die Heimreise bewahrt werden konnte. Dazu wurden im Urwald Blockhäuser zusammengeschlagen oder sichere Verstecke gewählt, in denen die „Maja“⁷⁵ niedergelegt wurde. Denn Hinweg und Rückweg mußten vorher sorglich erwogen sein bei einem Zug durch pfadlosen Wald, zwischen Seen, Moor und Sumpf und zwischen weiten Wasserlachen, die nach jeder Überschwemmung andere Ausdehnung hatten. Deshalb war auch Heimlichkeit des Zuges und Überraschung der Feinde unerlässlich; war die Fahrt den Feinden berichtet und merkte man das bei der ersten Begegnung, dann war ratsam, auf der Stelle umzukehren, denn die Beute wurde unsicher, die Rückkehr sehr gefährdet.

Auf weiten Strecken war Einbruch nur bei starkem Frost möglich, welcher Fluß, Sumpf und See mit fester Eiskruste überzog. Es war unheimliche Fahrt im Winter des Nordlandes durch tiefen Schnee, der wie ein Totentuch die einförmige Landschaft umgab, durch dichten Urwald, über Bruch, Moor und See und grundlose Tiefe, die kurzen Tage noch dunkler durch eine schwere Wolkendecke, die langen Nächte für die Südländer durch roten Nordschein schreckhaft.

Fiel Tauwetter ein, so kehrte man gewöhnlich ebenfalls schnell zurück, um nicht in den Sümpfen zu verderben. Beim Überschreiten des Eises wurde das Heer in breiter Strecke gedehnt, um die Last auf größeren Raum zu verteilen. In der Not geschah es einmal, daß ein Heer mitten in der Nacht über das Eis der Memel zog; als die Christen am Morgen hinter sich sahen, war die Eisdecke verschwunden und offene Strömung. Zuweilen hob und senkte sich das Stromeis unter den Füßen zu Berg und Tal von den Wellen darunter. Auch die feste Eisdecke war dem Zuge gefährlich, wenn die Feinde angriffen, denn sie suchten das Eis zu brechen und das Heer zu versenken; wurde das Heer auf dem Zuge an solcher Stelle überfallen, dann warf es sich mit aller Kraft dem Feinde entgegen und suchte ihn auf festem Land zu schlagen, um sichere Fahrt zu gewinnen.

War das ausrückende Heer an der Grenze des Ordenslandes angekommen, dann wurde nach alter Sitte eine Beratung mit der Mannschaft angestellt, ob es ratsam sei, die Grenze zu überschreiten. Dies bedeutsame Heergespräch hieß mit einem preußischen Wort „Karigewayte“. Sonst folgten die Brüder in Lager und Marsch altem Brauch, der aus dem Heiligen Lande stammte. Setzte sich das Heer

im Felde nieder, dann wurden zuerst die Fahnen eingestellt, daneben das Allerheiligste mit den Reliquien unter einem Zelt, der Kapelle, aufgestellt, über der Kapelle das Glöcklein, mit dem der Bruder Priesterkapeller die Tageszeiten läutet ließ, der geweihte Raum mit der Kapellenschnur umgeben. Um die Schnur lagen die Brüder im Ringe, die Hütten für Rosse und Rüstung auf der innern Seite des Ringes. Keiner durfte sich weiter vom Lager entfernen, als die Stimme des Rufes gehört wurde oder der Klang des Glöckleins. Denn neben dem Marschall lagerte ein Rufer, der die Befehle ausgab.

Beim Aufbruch durfte niemand sich wappnen und aussitzen, bis Befehl gegeben ward, ebenso ohne Befehl sich nicht entwappnen. Auf dem Marsch ritt der Ritter hinter seinen Knechten, und jeder musste seinen Platz halten, niemand durfte ohne Erlaubnis sein Ross umwenden. Kam man vor die Feinde, so führte ein Sarjantbruder die Knechtsfahne, unter dieser harrten die Knechte, „bis Gott ihre Herren aus dem Treffen zurückbrächte“; die Schar der Ritter oder der fremden Gäste führte der Marschall, die Schar der Sarjanten der Turkopolier oder der Untermarschall. Der Marschall durfte die Fahne nicht in die Feinde sprengen, d. h. reiten lassen, ohne Befehl des Meisters, wenn dieser gegenwärtig war, auch kein Bruder durfte sprengen, bevor die Fahne sprengte. Den Vorstreit hatte die Fahne der Grenzburg Ragnit, sie zog auch auf dem Marsche voran, nächst ihr die Fahne von Insterburg und die der Witunge. In der Haupschar war die Ordensfahne, ein schwarzes Kreuz auf weißem Tuch, und wenn der Hochmeister zugegen war, sein geschnücktes Banner mit goldnem Kreuz. Die Gäste, welche nicht unter besonderem Banner zogen, wurden unter der St. Georgen- und St. Marienfahne gesammelt. Außerdem führte jede Landschaft und grössere Stadt Preußens ihr Banner. — Die Beförderung von Geschüzen durch die Wildnis war nicht leicht, doch nahm man bei grösseren Zügen einige Standbogen und zuweilen einen Tummler mit, im Jahre 1381 zum erstenmal Bombarden, diese nicht nur zur Belagerung, auch für das Treffen, wo sie eiserne Pfeile schossen.

Traurig wie die Landschaft war die Arbeit des Heereszuges, denn er hatte in der Regel keinen kriegerischen Zweck als Beute und Verwüstung, und keinen politischen Zweck, als die Wunden in Litauen offen zu halten und eine Versöhnung des Volkes mit der Christenheit zu verhindern. War der Zug nicht verraten, so wurden eine Anzahl Dörfer verwüstet, bevor die Feinde sich sammelten. Kam man vor die erste Burg der Litauer, dann wurden die Banner des Ordens und der Gäste auf eine Höhe gepflanzt, wo sie von Morgen bis Mittag trozig zu wehen hatten; dann erteilte der vornehmste Ritter der Kreuzfahrer vielen Knappen den Ehrenschlag. Sammelten sich die Feinde, so suchte man sie zu werfen, vor allem aber nicht den Rückweg und nicht die Beute zu verlieren.

Im Jahre 1304 begannen diese unrühmlichen „Reisen“ für Kreuzgäste, und sie wurden leider wegen Zügellosigkeit der Kreuzfahrenden Haufen übel berüchtigt. Was die heiligen Fahrer sich gegen die Heiden erlaubten, das dürfen wir aus den Klagen

der christlichen Polen nach dem Einfall der Kreuzheere in den Jahren 1329 bis 1332 schließen. Dort plünderten sie auch christliche Kirchen, entwendeten die Gefäße und Bücher, trieben Spott mit dem Heiligtum, und sie taten, was in jener wilden Landschaft laute Klagen aufregte, sie entehrten Frauen und rissen ihnen die Kleider vom Leibe, so daß diese nach Aussage der empörten Zeugen um die Trümmer der niedergebrannten Kirche sassen, „entblößt wie der Finger an der Hand“. Schon im Jahre 1343 erhob sich die Klage in der Christenheit, daß der Orden dem König von Litauen und seinem Volke die Taufe verweigert habe, und es sei in den Grenzlanden wohl bekannt, daß der Orden sogar seine Leibeigenen verhindere, Christen zu werden, wie flehentlich diese darum baten, weil er von ihnen eine Heidensteuer beziehe, die er nicht aufgeben wolle.

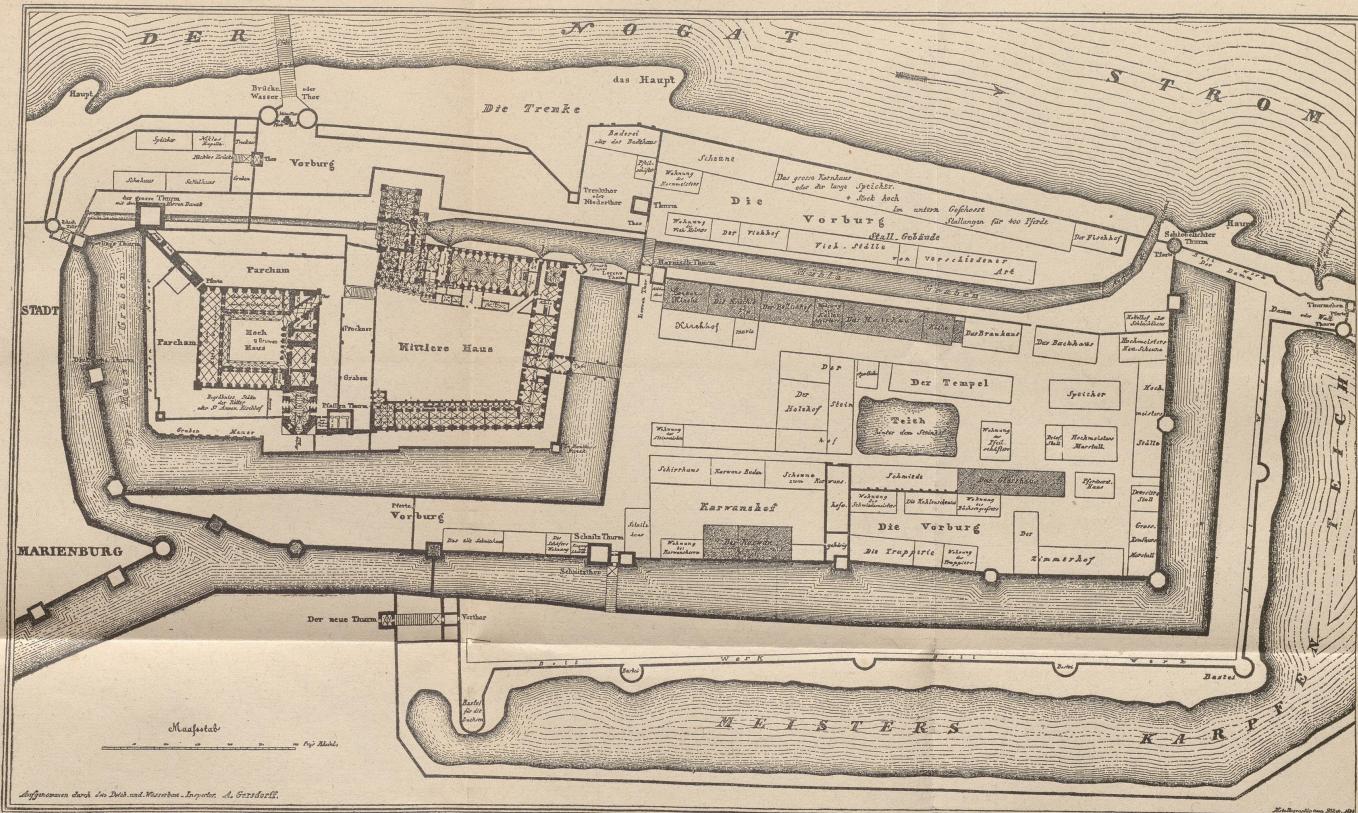
Der ehrliche Sinn der Deutschen aber war durch diese Serrbilder der alten Kreuzzahrten nicht mehr zu täuschen. „Selten freut sich ein kluger Mann“, schrieb nach dem Jahre 1350 Heinrich der Teichner, „über die Preussenreisen. Für die Jungfrau Maria fährt der Herr in die Fremde und lässt daheim seine Leute unter der Herrschaft Ruchloser; bessere Tat wäre, er nähme einen Strick, diese an eine Weide zu hängen, es gibt Heiden genug unter uns, welche die armen Leute quälen. Und brächten die Ritter noch gute Sitten, neue Tugend und gutes Recht in das Land zurück; aber sie bringen nichts, nur das Geld tragen sie fort von uns in die Heidenschaft; hat einer sein Leben vergeudet, so will er zuletzt seine Sünden büßen durch solche Fahrt, die ihm keinen Segen schafft⁷⁶.“

Anders freilich sah die Kreuzzahrten an, wer selbst unter die zahlreichen Begehrlichen gehörte, die für sich Vorteil hofften, wie Herolde und Spielleute, Spruchsprecher und Sänger. Ein solcher Gesell wird hier als Zeuge vorgeladen, es ist Peter mit dem Beinamen Suchdenwirt, der nach 1350 in nachlässigen Versen die Rittertaten solcher Helden feierte, an die er kommen konnte, und der seinem poetischen Bericht gern ein Lob ihrer Tugenden und eine Beschreibung ihres Wappens anhing. Er ist ausgezeichnetes Beispiel einer besonderen Klasse von Leuten, welche bis zum Dreißigjährigen Kriege Hoffeierlichkeiten, Ritterspiele und Schülhenfeste besingen. Wie elend ihre Reimereien zumeist sind, wir verdanken ihnen doch viele Einzelangaben über Sitte und Brauch des Kreises, in welchem sie als helfende Ordner und redefertige Diener tätig waren. Unter den Kreuzzahrten vornehmer Gönner, welche Peter in Versen beschrieben hat, wird hier der Zug Herzog Albrechts von Österreich vom Jahre 1377 seinem Inhalt nach mitgeteilt, er ist vom Dichter mit besonderer Sorgfalt verherrlicht. Peter erzählt in seinem Gedicht von Herzog Albrechts Ritterschaft folgendermaßen.

„Im Jahre Christi 1377 hob sich der tugendliche Herzog Albrecht von Österreich zur Fahrt gen Preussen, um Ritter zu werden, denn ihm deuchte mit Recht, daß ihm das Gold des Ritters besser zieme als das Silber des Knappen. In seinem Heere ritten fünf Grafen, fünfzig Dienstmannen, viele Ritter und Edelknechte. Zu Laa an der Thaja sammelte sich die Schar, nie sah man so vieles Volk so wohl

PLAN DES SCHLOSSES MARIENBURG

nebst seinen WÄLLEN, MAUERN und THÜRMEN, so wie selbige noch vorhanden oder auch aus ihren Ruinen kenntbar sind.



(Aus: J. Freiherr von Eichendorff, Die Wiederherstellung des Schlosses der Deutschen Ordensritter zu Marienburg. Berlin, 1844.)

gewappnet und beritten, die Ritter hatten sich auf das herrlichste geschmückt mit Rossen und reicher Kleidung. Von da zog das Heer, ohne Frevel zu üben, durch Stadt und Land bis nach Breslau. Dort lud der Herzog schöne Frauen in das Schloß, sie kamen geschmückt wie Anger und Wald im Maien, man sah dort viel Scherz, Tanz und Lachen von den feinen Frauen. Von da zog man fürbass in Ehren bis zu der Stadt Thorn im Preussenland. Dort bat man dem edlen Fürsten wieder die Frauen zu Gast. Man sah dort roten Mund und Wangen glänzen, schönen Schmuck von Perlen, Borten, Spangen, von Kronen, Kopfbinden und Kränzen und manchen Tanz in Sitte und Ehren. Von da wandte sich das Heer gen Marienburg, wo im Schloß der Meister Winrich von Kniprode sass. Der edle Herr erwies dem Fürsten und den Seinen hohe Ehre, freigebig bot man guten Trank und reiche Kost. Danach zog man nach Königsberg, dort eilten die Herren um die Wette, die Gäste zu laden, es wurde in höfischer Weise wohl gelebt, zuletzt kam die Reihe an den edlen Herzog, er gab das Mahl auf dem Schlosse. Vor jedem Gange der Mahlzeit wurde mit Posaunen und Pfeifen geblasen, es war Überfluss an gewürzten und vergoldeten Gerichten, an Gebackenem und Gebratenem, und wurde dazu welscher und österreichischer Wein und klarer Reifal in goldenen und silbernen Gefäßen geschenkt. Vor dem Ende des Mahles gedachte der Fürst milder Gabe, wie ihm geziemte; man trug silberne und goldene Becher als Ehren geschenk auf; die goldenen erhielten zwei Ritter und ein edler Knecht, die nach Wappenrecht zu den Besten ihres Landes gehörten, ein Holsteiner, ein Hesse und ein Pole. Außer ihnen empfingen die Herolde und die fahrenden Leute ihre Becherlein; „leert sie“, rief man ihnen zu. „Gott vergelt es“; auch ich erhielt mein Teil. Darauf wurde zehn Tage lang gerastet und viel Hof gehalten. Auch der Meister gab nach dem alten Brauch das Hochmahl auf dem Saale zu Königsberg. Als man den Ehrentisch besetzte, erhielt Konrad von Chrey, Hauptmann des österreichischen Kriegsvolks, die Ecke oben, wie er es denn in manchem Land durch edle Rittertat verdient hatte.

Darauf gebot man eine Reise in die Litau, denn darum waren wir aus fernem Lande gekommen. Der Marschall und die Führer verordneten, jeder müsste sich auf reichlich drei Wochen mit Kost versorgen, die auf Pferden und Schiffen fortgebracht werden sollte. Man sparte kein Geld und kaufte ein mehr als not war. Da brach der Meister auf und begann die Fahrt zu Ehren dem Österreich und der Gottesmutter. Das Heer zog durch Samland vor Insterburg an die Suppe (Szeszuppa), dort schlug man vier Brücken über das Wasser, welches die Tiefe eines ganzen Speeres hat, auf jeder Brücke drängte sich das Heer herüber und zog von da bis an die Memel. Dies ist ein Wasser von der Breite eines Bogenschusses, da stieg man auf die Schiffe, von denen 610 bereit waren. Die Schiffer hatten schwere Arbeit von Mittag bis zur Vesperzeit, um mehr als 3000 Menschen überzusetzen und zu schwemmen. Dort ertranken nicht mehr von dem Heere als drei Pferde und ein Knecht, die ließen wir dem Wasser zur Leze (Scheidetrunk).

Das Heer war eifrig, an die Heiden zu kommen, und es waren da wohl tausend Mann, welche mit den Äxten den Weg räumten durch die Hecken in der Wildnis, es ging über Graben und Feld, durch tiefes Wasser, Bruch und Bach; in Ungarn ist man auf ebener Heide nicht so böse Fahrt gewöhnt. Großes Leid tat uns Moos (Sumpf) und Moor. Das Heer zog quer durch die Wüstung, man saß auf und stieg ab, zog hin und her, bald mußte das Ross hohe Sprünge machen, dann mußte man durchschlüpfen und sich bücken, die Äste hielten manchen an seinem Kragen fest, der Wind hatte viele große Bäume niedrigerissen, und wir mußten mit Gewalt über die Baumstämme, ob es wohl oder weh tat. In dem Gedränge hörte man oft den Schrei: „Die Preußen überfallen uns!“ Pferde und Haumtiere, die mit Kost und Getränk beladen waren, wurden vorwärts gezerrt, mancher ward wund, den man zu sehr quetschte, Knie und Bein wurden verstaucht. Da hörte Spass und Lachen auf, auch die Pferde wurden sehr verstaucht und manches mußte hinken.

So sank der Tag, die Nacht nahte und man mußte auf Herberge denken, aber gutes Gemach war dort nicht zu finden, die Pferde hatten nur Gras zu fressen. So verbrachte man die Nacht, am Morgen früh aber eilte man fröhlich in das Land der Heiden, man trieb die Rosse und rannte. Zuwaterst die Rennfahne Ragnit, nach Landessitte, darauf folgte St. Georgs Fähnel, dann das Panier von Steierland, dann die reich gezierte Fahne des Meisters, dabei das Banner von Österreich. Viele Banner flederten in den Lüften; die stolzen Helden führten Kränze und Straußfedern auf ihren Helmen, wer einer edlen Frau im Minnedienst gesellt war, dem hatte ihre Kunst Kleinode von Gold, Silber, Edelstein und Perlen geschenkt, die glänzten auf den Eisenhauben hell gegen die Sonne.

So führte das Heer die werten Gäste in das Land, welches Samaiten heißt: aber als ungebettene Gäste kamen sie zu der Hochzeit. Dort bei einem Dorfe begann der erste Tanz mit den Heiden, es blieben ihrer wohl sechzig tot, das Dorf wurde angesteckt, daß es hoch in die Lüfte brannte. Da zog der Graf Hermann von Cilly das Schwert aus seiner Scheide, schwenkte es in den Lüften und sprach zu Herzog Albrecht: „Besser Ritter denne Knecht“, und schlug ihm den ehrenreichen Schlag. An demselben Tage wurden 74 Ritter gemacht; der Fürst nahm jetzt sein Schwert und schlug Ritter, sooft man das von ihm begehrte, der edlen Christenheit und Maria, der reinen Magd, zu Ehren. Darauf begann das Heer in dem Lande auf und ab zu verheeren. Den Christen gab Gott das Glück, daß die Heiden ungewarnt waren. Die Heiden büßten das, denn ritterlich jagte man ihnen nach, man fing, man stach und schlug; was ihnen weh tat, das tat uns wohl. Das Land war voll von Menschen und Gut, wir hatten unsere Lust daran, es war den Christen Gewinn, den Heiden Verlust. Das war frohe Zeit.

Das Heer schlug sich auf ein Feld, schöne Zelte wurden aufgerichtet, Banner dazu gestellt von der Herrschaft und den Ländern, daß sich alle daran erkannten, die zu dem Heere gehörten. Die Heiden gaben in der Nacht keine Ruh, sie liefen

gegen das Heer mit scharfen Waffen, sie stachen, schlugen und schossen; die Christen verdross das, sie trieben die Feinde ab, aber die Heiden kehrten wieder und schrien mit lauter Stimme, wilden Tieren gleich, stachen nach den Leuten, schossen die Rosse und flohen dann wieder auf das Moos. Das trieben sie die ganze Nacht. Als es Tag wurde und ein Mann den andern erkannte, brach das Heer auf und zündete das Lager an, daß es hoch in die Luft brannte; da ließ der Heermarschall in Preussenland, Gottfried von Linden, stillhalten, bis jederman mit ganzer Wehr zu seinem Banner gekommen war, und teilte das Heer zum Ritt durch das Land in sieben Scharen. Die Heiden aber schrien sehr in dem Busch, und es ging ihnen übel, denn man schlug viele von ihnen zu Tode; Weiber und Kinder wurden gefangen, es war ein spaßhaftes Hofgesinde, da sah man viele Weiber, die zwei Kinder an ihren Leib gebunden hatten, eins vorn und eins hinten, barfuß kamen sie auf einem Pferde angeritten. Den gefangenen Heiden band man die Hände zusammen, so führte man sie am Strick gleich Jagdhunden. Wenn das Heer sich niederließ, brachten die Preussen eine Menge Gänse, Hühner, Schafe, Kühe, Pferde, Hausrat und viel Honig, das war ihrem Herzen Freude wie ein Osterspiel.

Der Marschall und der Meister mit dem Kriegsrat vermieden den Schaden der früheren Rast und befahlen, daß man jede Nacht um das Heer einen starken Zaun mache, mit Schildwacht und Wehr besetze; seitdem konnten wir ohne Sorge schlafen, und die Heiden ließen uns in der Nacht nicht mehr an.

Am dritten Tage kam das Heer fröhlich in ein anderes Land, Rossienien. Dort wurde verwüstet, gebrannt und erschlagen in Heide und Busch, gerade wie man Füchse und Hasen jagt. Konrad von Schweinwart errannte den Hauptmann der Heiden und stach ihm den Speer durch den Leib. Die Heiden suchten ihren Vorteil im Walde, im Gebüsch und auf dem Moos. Denn wer sich verrannte, dem fiel sein Pferd bis an den Sattel in den Bruch. „Herab, herab“, schrien dann die Unsern mit lauter Stimme, denn die Heiden lauerten darauf, daß sich die Reiter in den Sumpf verirren würden. Aber man war ihnen zu klug, ritt nicht weiter und lagerte sogleich.

Da bat Graf Hermann von Cilly den Fürsten von Österreich und alle neuen Ritter zu einem Abendessen, 82 neue Ritter saßen am Tische, und man trug ihnen neun Herrenessen auf. Die Kost hatte der Wirt mit sich gebracht, und fern war der Markt, wo er sie gekauft hatte, denn es war ein Hirsch dabei, der wohl zweihundert Meilen davon an der Wieden erjagt war, der wurde dort von der Ritterschaft verzehrt, und nichts anderes trank man bei dem Mahle als unsern Wippacher, Luttenberger und Reifal. Als das Mahl zu Ende ging, ritt noch mancher Ritter auf Abenteuer aus. Von den brennenden Dörfern und den Trümmerhaufen stieg in dem Lande so großer Dampf auf, daß niemand in die Ferne sehen konnte. Acht Tage blieb man im Lande und 108 erhielten den Ritterschlag. Das Heer aber verwüstete drei ganze Länder.

Da brach schlechtes Wetter auf uns ein, Wind, Regen und Hagel überkam uns mit großem Frost, drei Tage und Nächte goss es in uns, die Kost verdarb,

der Harnisch rostete, so kalt wurde es, daß die Pferde bei Nacht zitterten und weder Laub noch Gras fraßen. Da zogen wir aus dem Land, aus Sumpf und Graben, Bruch und Sand, und eilten der Memel zu. Als wir an das breite Wasser kamen, riefen wir: „Maria, reine Maid, hilf uns mit Glück ans Land hinüber.“ Dicht war um die Schiffe das Röhricht, tiefer Sand und Morast; der eine schwamm, der andere fuhr, bis uns Gott vom Himmelreich gnädig herüberhalf. Der Herzog bestieg ein Schiff und wurde durch den Wind nach Königsberg getrieben; die nach ihm fuhren, waren kaum eine Meile im Wasser, da schlug der Wind gewaltig um auf das Kurische Haff zu, daß mancher meinte, es würde sein Grab in der See werden. Das Heer aber zog zu Lande, die Pferde waren verschlagen, schwach, müde, drusig, das Rennen verging den Reitern. Wir zogen durch eine Wildnis, sie heißt der Grauden, nie ritt ich so schlechte Fahrt; wenn das Pferd bis an den Sattel in Letten und tiefem Moor stand, dann lag vor ihm ein großer Bach, und der Reiter trieb mit Sporen und Geschrei, es mußte in der Not hinüber, und wenn es ihm das Leben kostete.

Es war uns eilig, nach Königsberg zu kommen, dort hatten wir Ruhe und gutes Gemach. Der Herzog sandte an zehn Ritter und edle Knechte goldne Becher und silberne Schalen, darin viele Gulden als Ehrensold. Der Meister und der Orden dankten dem von Österreich, daß er mit solcher Zucht in ihrem Heere gereist war, denn nie ward eine Wehr entblößt in Zorn und Unbescheidenheit. Darauf ließ man überall zu Königsberg laut ausrufen, wem der Hof etwas schuldig sei, der möge kommen, man werde ihn bezahlen. Danach zog man heimwärts; zu Riesenburg kam dem Fürsten eine Botschaft, seine schöne Frau wäre von einem Knaben entbunden, das war dem Herzog große Freude, denn es war sein erstes Kind. — Darauf zog man nach Schweidnitz zu der Herzogin, die vom Stamme Österreich geboren war; die edle Fürstin hatte viele Mägde und Frauen von edler Geburt, diese erwiesen sich sehr freundlich, und man lebte drei Tage in Freuden. Die Fürstin aber gab jedem, was er bedurfte, ganz reichlich, man durfte nicht ein Ei kaufen. Dreizehn Rosse schenkte die Herzogin und sechzehn Stücke Goldstoff, ihr Name Agnes steht im Buch der Frau Ehre verzeichnet. Von da zogen wir durch Polen (Oberschlesien) und Mähren nach Österreich.

Jedem Edlen aber gebe ich den Rat, daß er sich St. Georg zum Gesellen nehme und an die Worte denke: „Besser Ritter denne Knecht.“ Dann wird sein Name mit Lob geziert. Mit Treue rat' ich's, Suchenwirt.“

Soweit der Spruchsprecher. — Aber diese getünchte Herrlichkeit des absterbenden Rittertums verdeckte nicht lange die unheilbare Krankheit des Ordens. Längst war der Gehorsam verschwunden, vergebens bemühten sich strenge Gebietiger, die Regel einzuschärfen. In ihren Komtureien sassen die Brüder als große genießende Herren, zuweilen als Tyrannen. Die Städte und die deutschen Grundbesitzer des Landes empfanden allmählich, daß der Orden sie niederkämpft, um über sie zu herrschen. Solange der Orden, im Kampfe überlegen, an einer Heidengrenze befahl,

trugen sie auch seine Härten. Aber der Tag kam, wo er nicht länger verhindern konnte, daß die Litauer Christen wurden. Seitdem war sein Untergang entschieden. Jetzt ging das Interesse der Kirche und der Christenheit nicht mehr gegen die slawischen Nachbarn, die Kreuzfahrten mussten aufhören, Litauer und Polen drangen vereint gegen die Ordensgrenzen. Die unzufriedenen Stände des Landes suchten Hilfe gegen den Orden in einem grossen Bunde, den sie miteinander schlossen, endlich sogar bei den polnischen Nachbarn. Eine unglückliche Schlacht brach die unterwühlte Macht des Ordens für immer, er sickte seitdem in Geldnot und Zuchtslosigkeit dahin. Er verlor die Verbindung mit Deutschland, die deutsche Stadt Danzig und das Weichselgebiet kamen mit ihrem guten Willen unter polnische Herrschaft, die den Hansen und Ständen erträglicher deuchte als das kraftlose und verdorbene Regiment des Ordens; er verlor den Zusammenhang mit seinem Landmeister in Livland, auch Ostpreußen musste er von der Krone Polen zu Lehn nehmen. Als die Reformation aufging, wurde er in Preußen als abgestorben befeitigt.

Erst der Friede von Oliva befreite Ostpreußen von der Lehnshoheit Polens, erst unter Friedrich dem Grossen wurde das Weichselland wieder preußisch, und die Hansestadt Danzig, noch einmal verloren, wurde erst im 19. Jahrhundert mit Preußen, das alte Ordensland erst in der neuesten Zeit mit Deutschland verbunden.

Aber noch in dem letzten Jahrhundert, in welchem der Orden kraftlos dauerte, erhielt sich im Orden und bei den Hansen von Lübeck und Bremen eine freundliche Erinnerung an den alten Zusammenhang. Man nahm an, daß Lübecker und Bremer ein gewisses Hausrecht im Orden hätten. Im Jahre 1445 forderte der Bürgermeister Kollmann aus Lübeck — keiner von den Geschlechtern — für seinen Sohn Aufnahme. Und eine niederdeutsche Inschrift am Rathause von Bremen bezeichnete ergötzlich die Stimmung, mit welcher der Hanse damals den Orden ansah:

Die Christen sind von großer Hitze frank geworden;
Das gab eine Ursache dem ritterlichen Deutschen Orden,
Der von den Bremern und
Lübischen zuerst ansängt,
Danach hat sich der Adel
auch mit angehängt. —



Und niemand soll gestattet werden in dem Orden,
Als der von Adel geboren,
er sei groß oder klein,
Ausgenommen Bürger von
Bremen und Lübeck allein.